Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 49 — Leipzig, den 1. Dezember — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Von mancherlei Art des Glaubens: 4. Vom einfältigen Glauben — Wo scheiden sich die Geister? Von einem Laien — Lotze über Glaubensbekenntnisse — Theodor Jeß und seine Vorträge über den christlichen Glauben — Der Briefwechsel des Fürsten Wolfgang von Anhalt: 1 — Der Gustav=Adolf=Verein im sechzigsten Vereinsjahre 1890—91: 2. Das Notgebiet in den außerdeutschen Ländern — Psychiatrie und Seelsorge — Helianthus. Tagebuchblätter und Aufsätze: 1. Sein Kreuz — Verschiedenes: Zwei schöne Weihnachtstransparente; Schriften zum gegenwärtigen kirchlichen Streit — Anzeigen

Von mancherlei Art des Glaubens

4. Vom einfältigen Glauben

O Weib, dein Glaube ist groß. Matth. 15, 28

Wir brauchen, sagten wir, mehr Einfalt des Glaubens und der Glaubenslehre. Uns dahin zu führen, ist nichts so geeignet als ein Blick in die Evangelien, in den ursprünglichen Glaubensstand der Männer und Frauen, die zuerst mit Jesus in Beziehung treten durften und, wie die Kananäerin, das Zeugnis empfangen haben: O Weib, dein Glaube ist groß. Aus dem Stromgebiet des Kirchen= und Historienglaubens, das vielfach in die Breite gegangen, versandet, getrübt, durch künstliche Kanäle mit einander verbunden und mit allerlei Schleusen versehen ist, fühlen wir uns wie an die Quelle, an den jugendlich sprudelnden Bergbach versetzt, wenn wir jenen ersten Gläubigen nahetreten.

Einmal, das Leben selbst hat sie zum Glauben geführt. Da ist keine bloße Reflexion, kein künstliches Gedankenspinnen, kein selbstgemachtes Behaupten und Begründen, kein mühsam erquältes Buchstabenbekenntnis. Praktisch gewaltig tritt der Glaube hervor. Herr, hilf mir! ruft er aus der Tiefe, aus unmittelbarer Lebenserfahrung, aus heiß gefühltem Lebensdrang, aus der Umklammerung bitterer Nöte. Machen wir es uns doch recht klar, daß der Glaube nicht in der Studirstube gedeiht, sich nicht an wissenschaftlichen Betrachtungen sättigt oder durch gelehrte Disputationen befestigt wird, sondern daß er aus dem Leben hervorsprudelt und für das Leben berechnet ist. Hilfe, Hilfe! so lautet der Notschrei, an dem man den Glauben von weitem erkennt. Ein krankes Kind, ein Gang zum Grabe, ein belastetes Gewissen, ein zerschlagenes Herz — die machen den Glauben, die geben ihm das Dringliche, das Unermüdliche, das heldenhaft Vorstürmende, durch nichts zu Beschwichtigende. Ein solcher Glaube kann jedermanns Ding sein ohne Ansehen der Person, des Standes, des Alters oder der Bildung. Ein solcher Glaube ist wahrhaft einfältig, denn er weiß genau, was er will, auch ohne die Schriftgelehrten zu fragen, und läßt sich durch niemand hindern.

Sodann, der Glaube der ersten Gläubigen geht geradeswegs und persönlich auf Jesum als den, der helfen kann; lest, wo ihr wollt, in der evangelischen Geschichte, sie fragen immer nur nach ihm, er soll für sie eintreten, seine Gegenwart sehnen sie herbei, in seiner Nähe wird ihnen wohl zu Mute werden. Ein tiefes, unzerstörbares Gefühl, laßt mich sagen ein heiliger Instinkt, ein Etwas also, das sich nicht weiter beschreiben und begründen, das sich nur nacherleben läßt, treibt sie zu ihm hin, in dem sie den Helfer erblicken. Jesus der Helfer, der Retter, wie Luther so köstlich übersetzt: der Heiland. Ohne Zweifel war in den allermeisten Fällen der Glaube auf leibliche Hilfe gerichtet. „Sie brachten allerlei Kranke zu ihm, daß er sie heilete.“ Dieser Zug ist dem Wirken unsers Herrn mit unauslöschlicher Deutlichkeit eingegraben, er folgt seinen Spuren wie erfrischender Erdgeruch und tritt allem Vornehmthun, allem falsch Geistigen und Uebergeistlichen scharf und bestimmt entgegen. Wie der Glaube aus dem Leben für das Leben erwächst, so steht auch der Heiland mitten im Leben, im wirklichen Leben wirklicher Menschenkinder, lindernd, heilend und segnend. Erfahrene Hilfe in der Not, Verschonung von der Plage, die unsre Hütte bedrohte, Errettung aus dem Rachen des Todes, oder unverhoffter Segen nach dürrer Zeit bilden noch heute für ein einfältiges Gemüt die Beglaubigung, daß unser Heiland nicht umsonst gelebt, nicht umsonst die Verheißung von den Vögeln und Lilien hinterlassen hat, daß es sich lohnt, ihm zu vertrauen und alles Heil bei ihm zu suchen.

Aber ich höre schon einen Einwand. War nicht sein leibliches Helfen und Heilen eine zeitgeschichtliche Gnadengabe, die ihm für das Geschlecht jener Tage vertraut war und jenem Geschlecht zu gute kam, die sich aber an uns nicht mehr erweist, auf die wir uns darum nicht gründen können? Hat er nicht selbst darüber geklagt, daß sie ohne Zeichen und Wunder nicht glauben wollen? Und kann ein Glaube vorbildlich sein, vorbildlich für uns und alle Zeiten, der sich auf solche Gaben stützte? der Hilfe begehrte und Hilfe empfing, die ganz und gar im Sichtbaren liegt? Werden nicht doch die höhern Wahrheiten des Kirchen= und Historienglaubens oder die Wahrheiten der christlichen Idee den eigentlichen Gegenstand unsers Glaubens bilden müssen? Vielleicht, so schließt man, verlangt die Billigkeit, den Einfältigen von damals und den Einfältigen von heute solch einen sinnenfälligen Glauben zu gestatten, aber es ist ein unvollkommener Glaube, der unter der Geduld steht.

Wollt ihr wirklich den Heiland meistern, ihn eines Irrtums überführen, wenn er der Kananäerin und Ihresgleichen das Zeugnis gegeben hat: O Weib, dein Glaube ist groß? Ich denke, wir müssen jene Gläubigen nur recht in seinem und ihrem Sinne verstehen. Das wäre ja kein Glaube gewesen und hätte mit Religion überhaupt nichts zu thun, wenn sie nach zehn vergeblichen Versuchen, Hilfe und Rettung zu erlangen, den elften Versuch mit ihm gemacht hätten, auf gutes Glück, nach menschlichem Ermessen, wie Klugheit und Vorsicht es gebieten. Aber wir merken ja ganz deutlich, daß ihre Hoffnung auf den Helfer von zwei tiefern Gedanken getragen ist. Nämlich, er kann helfen, denn er kommt von Gott, und er will helfen, denn es jammert ihn unser. In diesen zwei Sätzen liegt das Geheimnis des einfältigen Glaubens und sein gutes, unbestreitbares Recht. „Er kommt von Gott,“ da habt ihr die Erkenntnis, die grundlegend ist für jeden Glauben, da habt ihr die erste lebendige Beziehung zu Christus, die zwar durch Aeußeres bedingt und veranlaßt, aber in sich selbst ganz innerlich ist, ganz Sache des Herzens, der persönlichen Erfahrung, der persönlichen Zuwendung des Gemüts ist. Und „es jammert ihn unser,“ da habt ihr das Zweite, den Quell einer großen und starken Zuversicht, die sich getraut, ihn in Anspruch zu nehmen, auf ihn zu rechnen, ihn zu sich herabzuziehen — er wird ja nicht an uns vorübergehn, der Strom seiner Liebe muß uns berühren, wir lassen ihn nicht, er segne uns denn. Auch

hier ein inneres Verhältnis, ein Sichanklammern mit den Kräften des Gemüts, wenngleich durch Aeußeres verursacht und auch auf Aeußeres bezogen.

Er kommt von Gott, und es jammert ihn unser. Wißt ihr Weisen und Klugen einen bessern Inbegriff von dem, was Christus ist und sein will? Oder fehlt euch noch etwas an diesem Bekenntnis? Vermißt ihr das Zeugnis seiner Einzigartigkeit, seiner Gottheit, seines Versöhnungswerkes, seiner ewigen Herkunft, seiner endlichen Auffahrt gen Himmel? Ach, wenn ihr Augen hättet, zu sehen, so würdet ihr des inne werden, wie vor den Blicken jener Aermsten die ganze Welt in nichts versank, als Jesus sich zu ihnen bekannte, wie er als der Einzige vor ihnen stand, der im Himmel und auf Erden ihr betrübtes Gemüt in ihrem Sinn zu trösten wußte. Darin liegt alles, wirklich alles. Darin vereinigt sich jede christliche Erfahrung, sowohl die ganz einfältige, ursprüngliche, als die gereifte, durchgebildete. Darüber hinaus geht kein Glaubensblick. Und auch in dieser Advents- und Weihnachtszeit, die wieder für uns angebrochen ist, klingt eben dieselbe alte Botschaft herzbeweglich an unser Ohr: Euch ist heute der Heiland geboren. Christ, der Retter, ist da!

Sch

Wo scheiden sich die Geister?

Von einem Laien

*) . . . Die Scheidung der Geister, nämlich des christlichen von dem nichtchristlichen, liegt doch in der That ganz wo anders, als in der Stellung zu einem Stück Tradition, dem Aufsagen oder Nichtaufsagen einer uralten Formel. Die Scheidung der Geister liegt in der Stellung zu der Frage nach der Auferstehung Christi. Wer an diese glaubt, für wen also Christus heute noch lebt und in der Welt wirkt, sodaß er weiß, daß Christi Hilfe auch heute noch von der glaubenden Seele erbeten werden kann, der ist ein Christ, und wer nicht an den lebenden Christus glaubt, der ist kein Christ.

Es kommt dabei auf mancherlei, das auf den ersten Blick als wichtig erscheinen könnte, gar nicht an. So kann jemand die historische Glaubwürdigkeit der Erzählung von der Geburt Jesu, der Wunder, der einzelnen Geschichten über die Auferstehung Christi vollständig verneinen, so freundlich und lieblich auch viele uns anmuten, ja er kann die ganze Bibel mit sehr skeptischen Augen ansehen, sie kritisch beleuchten wie jedes andre Buch, das thut an sich nichts zur Sache.

„Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel!" Diese Worte des Paulus treffen den eigentlichen Punkt, um den es sich handelt. Es bezweifelt heutzutage wohl kaum ein objektiv urteilender Mensch, daß die Jünger Jesu vollkommen überzeugt waren, daß sich ihnen der Herr als ein Lebender bezeugt habe. Wie sie zu dieser festen Ueberzeugung, zu dieser vollkommnen Gewißheit gekommen sind, ist eine schwierige und gewiß im höchsten Grade interessante Frage, dieselbe darf nur nicht mit der Sache selbst verwechselt werden. Daß sich der Herr lebend erwiesen hat, erklärt es allein, daß die vorher geschlagnen, zerstreuten, verzweifelten und doch wohl auch recht unwissenden Jünger plötzlich ins Gegenteil umschlagen und kraftvoll, vereinigt, siegesmutig und mit großartiger Ueberzeugungskunst in höchster Begeisterung den gekreuzigten und auferstandnen Heiland verkünden. Ohne die Auferstehung des Herrn ist diese Ausbreitung des Christentums vollkommen unerklärlich. Es gehört allerdings die Auferstehung zu einer jener vielen Unbegreiflichkeiten, die uns umgeben, und für wen Unbegreiflichkeiten nicht vorhanden sind, wer a priori alle leugnet, der wird auch nicht an die Auferstehung glauben, wenn er auch als objektiv denkender Mensch zugiebt, daß die Jünger an sie geglaubt haben. Die Zahl dieser Menschen ist sehr groß. „Was nicht zu erklären ist, existirt entweder nicht, oder der denkende Menschengeist wird es dereinst noch einmal von sich selbst aus erklären," das ist ihre Parole. Deshalb giebt es

*) Der Herr Verfasser verzeiht uns, wenn wir seinen Eingang, einen Protest gegen die Scheidung der Geister, wie sie der Reichsbote vollzieht, ungedruckt lassen. Auf den Reichsboten macht das doch keinen Eindruck, und wir treten lieber gleich in die Sache ein. D H

für sie, wenn sie Ernst mit der Sache machen, was freilich nicht immer der Fall ist, keinen Gott, denn der wäre völlig unbegreiflich, ebenso keine Fortdauer nach dem Tode für irgend einen Menschen, also auch nicht für Christus. Es können das dabei sehr gute Leute sein, die ein gewisses religiöses Interesse haben, die die Religion, zumal die christliche, in passend zurechtgestutzter Weise gern gepflegt und namentlich dem Volke erhalten sehen möchten — man denke an v. Egidy —: im Grunde genommen aber sind sie selbst Kinder der Endlichkeit und vergänglicher Staub, und von einem wirklich lebendigen Christentum wissen sie nichts, nichts von einem Thaten gebärenden: ihr Christus ist eine historische Persönlichkeit aus langer Vergangenheit, er ist eben tot und vermag deshalb nicht die Traurigen zu trösten, die Gebeugten aufzurichten, die durch ihre Schuld Bedrückten zu erlösen, den Unruhigen Frieden zu geben, den Elenden und Notleidenden Trost zu spenden und aus dem Menschen eine neue Kreatur zu machen. Das vermag nur der lebende Christus, der aus der Fülle seiner Herrlichkeit der sehnenden Menschenseele seine hilfreiche Hand entgegenstreckt.

Um diesen Christus zu besitzen, ist es nicht nötig, es für wahr zu halten, daß Engel dereinst vor dem leeren Grabe gesessen haben. Mit dem Fürwahrhalten der schönen Ostergeschichten hat man ihn selbst doch noch nicht. Nicht das ist das Wesentliche, daß er der trauernden Maria erschienen ist, sondern daß er uns erscheint, daß wir ihn erleben und innerlich seiner gewiß werden. Das nun, meint gar mancher, sei nicht möglich, wenn die biblischen Geschichten in ihrer Glaubwürdigkeit angezweifelt werden. Sollte aber in solcher Meinung nicht ein gutes Stück Unglauben zum Ausdruck kommen? Es steckt doch auch hierin wieder jene Sucht nach Erkenntnis und Wissen, die gerade von der Seite der so Gesinnten uns andern so oft, aber an einer unrichtigen Stelle vorgeworfen wird. Man will genau wissen, wie es zugegangen ist, d. h. das klar erkennen, was doch jenseits der Grenzen unsers Erkennens liegt. Da nun solche Erkenntnis nicht möglich ist, setzt man sich als Axiom die Allmacht Gottes hin, läßt diese eine Anzahl von Wundern bewirken, die zum Teil ganz unverständlich sind, wie das Hinabfahren zur Hölle und das Auffahren gen Himmel, und befriedigt so seinen Erkenntnistrieb. Erst wenn wir Ernst machen mit unsrer Einsicht, daß unser Erkennungsvermögen eine Grenze*) hat, und der Wahrheit die Ehre geben, kann unser Glaube wirksam werden und den Ewigen, den unbegreiflichen Gott uns offenbaren und Christo die Thüre unsers Herzens öffnen.

Auch alle die vielen, die innerhalb des Rahmens der Orthodoxie wahre Christen sind, vergessen in den entscheidenden Momenten ihres Christenlebens diese überflüssigen Begleiter ihres Glaubens. Wenn sie am Weihnachtsabend mit ihren Kindern die schönen Weihnachtslieder singen und vor der nachgebildeten Krippe stehen, stellen sie, wenn sie wirklich in ihrem Herzen Weihnacht feiern, keine tiefsinnigen Verstandesbetrachtungen über die Art seines Werdens an, sondern sie freuen sich eben ihres Heilandes, der in die Welt geboren ist und dessen Geburt sie nun gerade feiern. Das Wie? ist in solchen Augenblicken völlig gleichgiltig. Und ebenso steht die Sache am Ostermorgen. Nicht dessen freuen wir uns alle, die wir seine Auferstehung feiern, daß er in der beschriebnen Weise einstmals die Jünger besucht habe, sondern daß er seither in allen wahren Christenherzen Einkehr gehalten hat und auch bei uns heute Wohnung machen will.

So können des Apostolikums Anhänger und Bezweifler in gleicher Weise die Neugeburt ihres Wesens und den Frieden Gottes durch ihren lebenden Heiland Christus erfahren; denen aber, für die er nicht lebt, bleibt solches verborgen, und deshalb eben scheiden sich die Geister bei der Beantwortung der Frage: Ist Christus auferstanden? Für jeden Christen gilt eben der obige Ausspruch des Paulus: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel.

Hermann Wagner

*) In Bezug auf das Naturerkennen habe ich dies in meiner Schrift: „Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft" klar zu stellen versucht (vergl. Ch. W. Jahrg. 1891, Nr. 42); es gilt dasselbe aber für alles Erkennen.

Lotze über Glaubensbekenntnisse

Als Lotze im Wintersemester 1878/79 — zum letztenmale — über Religionsphilosophie las, endete er seine Vorlesung nicht mit den Gedankengängen, die bis dahin immer den Schluß der Vorlesungen gebildet hatten, sondern fügte zwei weitere Kapitel hinzu über „Religion und Moral" und „Dogmen und Konfessionen." Man findet seine Diktate darüber aus jener Vorlesung in seinen von E. Rehnisch herausgegebnen „Grundzügen der Religionsphilosophie," 1. Aufl., S. 86 bis 102, 2. Aufl., S. 82 bis 95. Wir teilen aus dem zweiten jener Kapitel mit, was uns des Durchdenkens in diesen Tagen wert zu sein scheint.

Lotze betrachtet drei Sätze als die charakteristischen Ueberzeugungen jeder religiösen Auffassung, auch der christlichen Offenbarung: 1. Die sittlichen Gesetze sind der Wille Gottes, 2. die einzelnen endlichen Geister nicht Naturprodukte, sondern Kinder Gottes, und 3. die Wirklichkeit ist nicht bloßer Weltlauf, sondern ein Reich Gottes. „Das Durchdrungensein von ihnen und die freiwillige Unterwerfung unter den göttlichen Willen, den sie verlangen, ist die lebendige trostvolle Religiosität oder die Religion als Verfassung des Gemüts.

Es ist indessen ganz unmöglich, die Versuche abzuwehren, diesen ursprünglich nur in lebendiger Ahnung erfaßten Inhalt in eine Reihe formulirter und mitteilbarer Sätze umzugestalten.

Hierzu drängt einesteils die eigne Lebenserfahrung, die den entstandenen Zweifeln nicht immer bloß mit Berufung auf dieselbe Stimmung, sondern auch durch Ueberzeugungen zu antworten wünscht, die auf den speziellen Inhalt der angeregten Zweifel eingehen. Man kann unter dem Namen der religiösen Mystik das Ganze dieser Versuche zur Theorie zusammenfassen, die sich ausschließlich auf die eigne innere religiöse Erfahrung gründen und zunächst auch keine andre Geltung als die für das persönliche Subjekt beanspruchen, das aus der Tiefe seines Gemüts diese Antworten auf jene Zweifel findet. Diesem ersten Antrieb steht ein zweiter gegenüber. Es ist an sich widersprechend, mit seiner religiösen Ueberzeugung, die ja den Menschen an das ganze Weltall knüpft, allein zu stehen. Religion ist nicht bloß Verbindung des Einzelnen mit Gott, sondern in dieser Verbindung und durch sie zugleich Verbindung mit allen andern Menschen.

Hierin liegt die eine, achtbare Wurzel des religiösen Fanatismus. Was wir für das Höchste anerkennen, würde dies Höchste nicht sein, wenn es nicht von allen anerkannt würde. Daraus folgt nun freilich nicht die Berechtigung, subjektive Ansichten andern aufzudrängen, wohl aber das jetzt so häufig verkannte Bedürfnis einer religiösen Gemeinschaft, innerhalb deren jeder zwar nicht völlig den Inhalt seiner individuellen Mystik, aber doch Grundzüge der Ueberzeugung wiederfindet, denen er seine eigne zu unterwerfen oder anzuschließen imstande ist.

Das ist also die Notwendigkeit gemeingiltiger Dogmen und Symbole.

Ohne Zweifel wird die geschichtliche Entwicklung solcher Gedanken den religiösen Inhalt vollständiger umfassen, als die Lebenserfahrung eines Einzelnen, obgleich diese mit größerer Intensität das durchdringt, was einmal Gegenstand persönlicher Erfahrung geworden ist.

Allgemeingiltige objektive Dogmen werden daher die doppelte Bestimmung haben, die im Laufe der Zeit gewonnenen Lösungen der Zweifel festzuhalten, andrerseits aber gewisse Umrisse zu bezeichnen, über welche hinaus die subjektiven Phantasien nicht gehen sollen, ohne sich dem Irrtum auszusetzen.

Nach unsern frühern Betrachtungen würde eigentlich kein einziges dieser Dogmen eine theoretisch oder wissenschaftlich abschließende Antwort auf eine vorgelegte Frage, sie würden vielmehr alle bloße Symbole sein, die das Vorhandensein eines Rätsels anerkennen und durch unzureichende bildliche Bezeichnung nur den Bezirk von Gedanken abgrenzen, außerhalb dessen die Erfüllung solcher Postulate nicht gesucht werden darf.

Es würde daher uns für Irrtum gelten, wenn man von dem, der einer religiösen Gemeinschaft angehören will, eine Verpflichtung auf den Wortlaut solcher Dogmen verlangte. Eben ihrem Wortlaute nach können sie gar nicht Gegenstände eines Bekenntnisses oder Nichtbekenntnisses sein. Sie bedürfen, damit diese Frage aufgeworfen werden könne, allemal einer Interpretation des wirklichen Sinnes, den sie stets nur unvollkommen, bildlich oder symbolisch, bezeichnen. Die Interpretation aber wird nicht objektiv gegeben, sondern jeder Einzelne soll sie in der That durch eine eigne Thätigkeit seines Gemütes finden.

Es scheint also, daß an den, der einer Gemeinschaft angehören will, nur die Frage zu richten ist, ob er in seinem eignen Innern eine religiöse Wahrheit empfindet und bekennt, die als Sinn des objektiv formulirten Dogmas sich auffassen läßt und der Mühe wert ist, in solcher Gestalt als ein Verbindungsglied der religiösen Ueberzeugung einer Gesamtheit anerkannt zu werden.

Man kann einwenden, daß hierin doch eine Art von Unaufrichtigkeit liege.

Allein vor allen Dingen behaupten wir nicht, daß die Religion und ihre Dogmen nur für den Ungebildeten verbindlich seien. Die religiöse Wahrheit vielmehr gilt für alle gleich absolut, die theoretischen Ausdrücke dagegen, die man für sie findet, sind sämtlich inadäquat. Und eben deshalb ist es erlaubt, über eine Formulirung übereinzukommen, der jeder diejenige theoretische Deutung giebt, durch die er glaubt, den wesentlichen Sinn am besten zu begreifen.

Auch im übrigen Leben sind wir nicht imstande, Auffassungsweisen der Welt abzuschaffen, die wir gleichwohl innerhalb der Philosophie als inadäquate erkennen. Das Vorhandensein einer Raumwelt außer uns, die Atome und Kräfte der Materie — alles das sind Vorstellungen, ohne deren Benutzung nicht bloß der gemeine Verstand, sondern auch der Philosoph, der ihre Richtigkeit leugnet, gar nicht imstande sein würde, sich in der Beobachtung und der Behandlung der Außenwelt zurecht zu finden. In allen diesen Fällen kommt es nicht sowohl auf die Wahrheit, als auf einen solchen anschaulichen Schein an, der imstande ist, die an sich unausdrückbaren wahren Beziehungen des Wirklichen uns deutlich zu machen.

Ganz ebenso kommt es für die Religion nicht darauf an, daß ein theoretisch vorwurfsfreier Ausdruck für das an sich Ueberschwängliche gefunden werde, sondern darauf, daß wir bildliche Ausdrücke haben, an welche das Gemüt dieselben Gefühle knüpfen kann, die dem eigentlichen Inhalte gebühren.

Nun ist freilich zuzugeben, daß wir so einfach nur sprechen könnten, wenn diese formulirten Dogmen erst zu stiften wären; sie sind aber vorhanden, und geschichtlich allerdings nicht allenthalben so ausgebildet, daß sie nicht ein Mißverständnis des wahren Sinnes zuließen. Hierin liegt aber doch kein Grund zu eigensinniger Separation von den Kreisen, die sie anerkennen, sondern nur eine Aufforderung, sie nicht zu theoretischem Lehrgegenstande zu machen, und eine Aufgabe der seelsorgerischen Klugheit, die Uebelstände einer falschen Interpretation zu bekämpfen."

Hierzu nehme man die folgende Stelle aus Lotzes Aufsatz „Alter und neuer Glaube, Tagesansicht und Nachtansicht" in Fleischers Deutscher Revue, 1879 (s. Lotze, Kleine Schriften, 3. Band, S. 414 f.):

„Es ist wahr, daß die christliche Dogmatik, ihrerseits doch selbst nichts andres als eine philosophische Spekulation über den Inhalt der Offenbarung, mancherlei Lehren erzeugt hat, gegen welche die Auflehnung der fortschreitenden Wissenschaft nie zu beschwichtigen sein wird; aber die Bekenntnisse selbst, deren subjektive Interpretationen allein durch ihre Vordringlichkeit diese Auflehnung erregen, sind doch nicht bloß voreilige Festsetzungen dessen, was die Wissenschaft von neuem besser zu begründen hätte. Da es unmöglich war, in dem menschlichen Geiste den Trieb zu der Spekulation zu ersticken, die immer wieder streben wird, das Unfaßbare annähernd zu fassen, so war es von Wert, im Gegensatze zu den mannigfachen Irrungen dieses Gnostizismus, die wesentlichen Wahrheiten des Glaubens in Symbolen darzustellen, die hinreichten, um Unerträgliches auszuschließen, ohne den Anspruch zu machen, selbst positiv die

eingegrenzte und geschirmte Fülle lehrhaft zu erschöpfen. Niemand soll gehindert sein, diese Symbole so sich auszudeuten, wie er glaubt, ihren Sinn sich im Zusammenhange mit seiner übrigen Erkenntnis am richtigsten verständlich zu machen; aber niemand soll den Anspruch erheben, seinen eignen Versuch des Verständnisses andern als die Wahrheit selbst aufzudrängen; jeder hat das Recht, zu der großen Gemeinschaft zu gehören, solange er versichern kann, in seinem Innern den Glauben an eine Heilswahrheit zu finden, als deren Ausdruck er, auch für ihn verständlich und fruchtbringend, das gegebne Symbol anerkennen kann; nur der schließt sich selbst von der Gemeinschaft aus, dem es nichts sagt; aber nicht deswegen soll er schon streben, sich auszuschließen, weil seine individuelle Interpretation dessen, was eben Interpretation verlangt, nicht als allgemeines Bekenntnis giltig werden will."

Zum Schluß die Erinnerung an Rückerts Spruch:

Man reißt das Haus nicht ein, das Väter uns gebaut,
Doch richtet man sichs ein, wie mans am liebsten schaut.
Und räumt man nicht hinweg ehrwürdige Ahnenbilder,
Durch Deutung macht man sie und durch Umgebung milder.

K Th

Theodor Jeß und seine Vorträge über den christlichen Glauben

Am 16. Dezember 1891 fand in der Jakobikirche zu Kiel eine ergreifende Trauerfeier statt. Dort sammelte sich noch einmal die nun verwaiste Gemeinde um den Sarg des Mannes, dessen unermüdlicher Betriebsamkeit jenes Gotteshaus seine Entstehung verdankt, der darin seit einigen Jahren mit der ihm eignen Begeisterung das Gotteswort verkündigt hatte, und dessen reiche Gaben in hingebender Aufopferung der Förderung des protestantischen Christentums und der evangelischen Kirche gewidmet waren. Theodor Jeß war am 13. Dezember der schweren Krankheit erlegen, der er, um der Synode zu Rendsburg weiter beizuwohnen, zuerst noch in treuer Pflichterfüllung zu widerstehen versucht, die ihn dann aber doch gezwungen hatte, nach Kiel zurückzukehren, um nach Gottes Willen nicht wieder zu genesen. Nun stand auf seiner Kanzel der langjährige Freund und Gesinnungsgenosse und feierte in schlichter Rede,*) aber aus überquellendem Herzen das Gedächtnis des Entschlafnen. In andächtiger Trauer und tiefer Bewegung lauschte die dicht gedrängte Schar der Zuhörer den beweglichen Worten des Predigers. Was alle jene Treuen empfanden, dem wußte dieser, weil er selbst davon gänzlich erfüllt war, den zutreffenden Ausdruck zu verleihen. Im Sinne des entschlafnen Freundes erhob er die Trauerversammlung „aus dem Schmerzgefühl eines unendlich großen Verlustes" zu dem Gefühle des Dankes und „zu dem freudigen Glauben an den lebendigen Gott und an das ewige Leben, das er uns durch Christus giebt." Dann entwarf er im Anschluß an Matth. 25, 23 ein Bild von dem Verstorbnen, dessen Züge jeder Freund von Jeß als durchaus treu und lebenswahr anerkennen wird. Er bezeugte es aus dreißigjähriger Bekanntschaft: „Ein Knecht war er und wollte er sein, der doch zum Herrschen geboren schien und vor Tausenden berufen und begabt, der — so lange ich mich seiner erinnere — seine Alters- und Standesgenossen um eines Hauptes Länge überragte. Wahrlich, wenn einer zur Führung im Geistesleben berufen war, so war er es." Und diese reichen Gaben hatte Jeß mit seinem ganzen Leben dem Dienste Christi geweiht: „nie hat er etwas andres begehrt, darin seinen Frieden gefunden." „Als gläubiger Christ hat er gelebt und ist er gestorben." In dem Dienst und in der Nachfolge Christi ist er unablässig in ernster Arbeit an sich selbst zu dem „hohen Grade von Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung" fortgeschritten, bis „seinem ganzen Wesen jene wohlthuende und gleichmäßige Stimmung aufgeprägt war, durch die sein inneres Leben auch die edle und vornehme Erscheinung seines äußern Menschen durchleuchtete und verklärte." Und so wartete er auch seines Amtes mit

*) Vgl. H. Mau, Worte der Erinnerung an Theodor Wilhelm Jeß, geboren 20. Juli 1839, gestorben 13. Dezember 1891. Kiel, Paul Toeche, 1892.

einer nie ermüdenden Treue, „die nicht auf das Große sah, nicht von Menschen gesehen werden wollte, sondern einer bis zur Erschöpfung geübten Treue im Kleinen, unbemerkt und oft ohne Dank." Seine ganze vielseitige Thätigkeit bezog er stets auf den Dienst Gottes und der Gemeinde. Und dieselbe christliche Gesinnung bewährte er auch in allen persönlichen Verhältnissen. So bleibt der Segen, der von diesem Manne ausging, auch nach seinem Tode, wie er denn selbst im Hinblick auf sein Ende seiner Gattin das Vermächtnis hinterließ: „Dann mußt du meinem Christentum Ehre machen."

Was dieser hervorragende Geistliche in seinem Leben erstrebt und gewollt hat, davon giebt ein Büchlein*) Zeugnis, das nun aus seinem Nachlaß von Professor D. Nitzsch herausgegeben worden ist. Im Winter 1889/90 hatte Jeß einen Cyklus von Vorträgen in Kiel gehalten. Er entwickelte darin in zusammenhängender und faßlicher Darstellung seine Auffassung vom Christentum, wie sie ihm in einem arbeitsvollen und segensreichen Leben zur innersten Ueberzeugung und zum Kern seiner ganzen amtlichen Verkündigung des Gotteswortes geworden war. Schon damals war es sein Plan, diese Vorträge nachträglich druckfertig zu gestalten und als ein öffentliches Zeugnis von seinem Lebenswerk herauszugeben. Der Vollendung dieser Arbeit, bei deren Ausführung der mit Geschäften überlastete Verfasser in seiner sorgsamen Gewissenhaftigkeit sich selbst niemals genug thun konnte, ist sein früher Tod zuvorgekommen. So liegen denn nur die vier ersten Vorträge und ein Teil des fünften fertig vor. Aber der Herausgeber bemerkt mit Recht, daß in ihnen trotz einer gewissen Unvollständigkeit doch kein bloßer Torso, sondern ein wirkliches Ganze geboten werde. Denn die Grundlage der ganzen christlichen Welt- und Lebensanschauung des Verfassers ist in jenen Vorträgen vollständig gegeben, und jeder einzelne von diesen ist unter einem einheitlichen Gesichtspunkt als ein Ganzes in seiner Art gedacht und durchgeführt.

Das ganze Unternehmen des Verfassers ist durch die Absicht beherrscht, „die frohe Botschaft von Jesus Christus im Zusammenhang, anders als es in der Predigt geschieht, zu verkündigen." Er bezeichnet es als einen „unverkennbaren Mangel unsrer kirchlichen Einrichtungen, daß der kirchliche Unterricht als Zusammenfassung der Lehre vom Christentum mit der Konfirmation aufhört." Und doch kommt es darauf an, daß „das Gesamtverständnis des Christentums, welches der Einzelverkündigung auf der Kanzel und in den Häusern zu Grunde liegt," auch allen dargeboten werde. So will Jeß die christliche Ueberzeugung als Ganzes vorgelegt wissen, und über seinen Beruf, an der Ausführung dieser Aufgabe an seinem Teil mitzuwirken, äußert er sich in folgenden Worten: „Meinerseits Hand anzulegen empfand ich um so mehr als eine Pflicht, als es auch innerhalb der Gemeinde nicht unbekannt geblieben ist, daß ich schon vor zwanzig Jahren die Ansicht vertrat, eine völligere Durchführung der Reformation auf der Grundlage des einfachen Bekenntnisses: Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr — sei eine Aufgabe der deutschen evangelischen Christenheit; wer eine solche Ansicht nicht verschweigt, dem erwächst eine gewisse Verantwortung, mit seinem Beitrage, wie gering er denn auch ist, nicht zurückzuhalten." In dieser Absicht eignet sich der Verfasser das Wort Luthers an: „In meinem Herzen herrschet allein und soll herrschen dieser einige Artikel Jesus Christus, welcher aller meiner geistlichen und göttlichen Gedanken, so ich immerdar bei Tag und Nacht haben mag, der einige Anfang, Mittel und Ende ist." Und deshalb bezeichnet er es als die Losung: „Nicht weniger, sondern mehr Lutherisch." Nur wenn sich die evangelische Kirche mit bewußter Entschlossenheit auf den Standpunkt stellt, von welchem aus Luther die katholische Kirche in ihren Grundfesten erschütterte, und im Sinne der Reformation die evangelische Verkündigung des Christentums von katholischen Anschauungen und Beweggründen rein erhält, kann sie mit ihrer Verkündigung das leisten, wozu sie da ist. Denn „das Christentum will feste Charaktere bilden,

*) Ueber den christlichen Glauben. Vorträge von Theodor Jeß, † Propst und Pastor in Kiel. Freiburg, Mohr. 2 Mark.

welche das Leben einheitlich zu führen wissen und ihre Kräfte auf ein gewisses Ziel richten. Eine geschlossene Lebensführung ist aber nicht möglich ohne eine geschlossene Welt- und Lebensanschauung." Das Christentum wendet sich nicht an den Erkenntnistrieb, „sondern an die Sehnsucht, welche durch Jesus Christus befriedigt wird, Leben, neues Leben über das Natürliche hinaus zu finden." Es lehrt eine ganz bestimmte Weise, das Leben zu nehmen, indem es die frohe Botschaft von Jesus Christus, dem Weltheiland, zur Aneignung darbietet.

Der Zweck, an den Jesus sein Leben wagte, war es, „einen Bund zwischen Gott und den Menschen zustande zu bringen." Aus dieser Auffassung von dem Werke Christi ergiebt sich der Gang der folgenden Erörterung. Jeß schildert zuerst, „wozu Gott sich gegen uns durch Jesus Christus verpflichtet, oder das **Heilsgut**, welches wir im Christentum genießen sollen, und sodann, wozu wir in diesem Bunde mit Gott durch Jesus Christus verpflichtet werden, oder das christliche **Lebensideal**, dem wir uns widmen sollen." So zeugt er zuerst von der christlichen Seligkeit, die nicht bloß Gegenstand der Hoffnung ist, sondern gemäß der Verheißung Christi die Erhebung über die Welt mit allen ihren natürlichen Gütern und die Herrschaft über die Welt mit allen ihren natürlichen Uebeln bedeutet. Aber das Reich Gottes hat als das höchste Gut über alles, was gedacht werden mag, den Doppelcharakter, gegenwärtig und zukünftig zu sein; unser Leben ist mit Christus noch in Gott verborgen und doch schon vorhanden, „und das verträgt sich wohl miteinander, haben und auf mehr noch warten. So viel erfahren wir schon jetzt von der Art dieses Gutes, daß es nie zu klein wird, wie viele sich auch darin teilen, und daß es im Genusse und Gebrauch sich nicht aufzehrt. Neid kann es nicht verkümmern und Haß nicht ertöten; es reicht immer aus, um Friede und Freude im Herzen zu bewahren, und stiftet wahre und treue Gemeinschaft unter denen, die es besitzen."

Andrerseits verpflichtet der Bund mit Gott seine Genossen zu einem neuen Lebensideal. „Wie das höchste Gut alle unsre Lebensbeziehungen umfaßt, sowohl das religiöse, das Verhältnis zu Gott, als auch das sittliche, das Verhältnis zum Nächsten, so umspannt das christliche Lebensideal beides gleichermaßen." In unserm religiösen Verhältnis ist Gott immer der Gebende, wir können ihm nichts geben, sondern sollen immer von ihm nur nehmen und empfangen. Aber indem wir Gottes Gaben nehmen, muß zugleich auch unsre geistige Thätigkeit in Bewegung gesetzt werden. „Blieben wir nur leidentlich, so wären seine Wohltaten wirkungslos abgeglitten." So sind auch wir zum Geben verpflichtet. Aber das Gebiet, in dem uns diese Aufgabe obliegt, ist das der sittlichen Gemeinschaft mit unsern Nächsten. Hier kommt nun „kein Mensch dazu, aufs Geben sich zu legen, wenn er nicht zuvor nehmen gelernt hat." „Wer nicht ordentlich kennt und nimmt, was Gott giebt, der muß sich immer wieder einbilden, in dem allgemeinen Wettbewerb ums Lebensglück zu kurz zu kommen, wenn er auf andrer Wohlergehen ebenso sehr Bedacht nehmen wollte, wie auf sein eignes. Erst der Christ, der den Frieden und die Freude des Gottesreichs genießt, ist so reich geworden, daß er fröhlich und willig zum Geben sich entschließen kann und gewiß ist, darüber nicht arm zu werden: das Reich Gottes ist so gestaltet, daß das anscheinend Unvereinbare, Gesamtwohl und Einzelwohl, darin mit einander verwirklicht wird. Die Herrschaft, welche Gott ausübt, gewährt jedem Einzelnen vollstes persönliches Heil, ewiges Leben, und darum können alle, deren Lebenszweck ist, diese Gaben Gottes zu nehmen, andrerseits ihren sittlichen Lebenszweck darein setzen, ihren Nächsten zu lieben als sich selbst." So bleiben die beiden Beziehungen, in denen wir zu Gott und zu den Menschen stehen, in ihrer Art verschieden. Daß aber das Christentum die vollendete Religion ist, zeigt sich daran, „daß es das Verhältnis der Menschen unter einander zugleich mit ihrem Verhältnis zu Gott in eine Ordnung bringt, in welcher volles Genüge gefunden wird. Alle Unseligkeit rührt daher, daß man von Gott nicht recht nimmt oder dem Nächsten nicht recht giebt. Beides läßt sich nicht trennen: wer in dem einen fehlt, fehlt auch in dem andern, und sein Leben bleibt Stückwerk, das ihn nicht befriedigt."

Nachdem so die beiden ersten Vorträge das Reich Gottes als den Bund Gottes mit den Menschen in seiner Doppelseitigkeit dargelegt haben, zeigt der Verfasser weiter, daß man in diesen Bund nicht schon durch die Geburt, sondern durch die Aufnahme in die Gemeinde komme, deren eigentümlicher Vorzug jener Bund ist. „Das ist die Christenheit, die Gemeinde, welche zu Jesus Christus sich als zu ihrem Haupt und Herrn bekennt." „Jesus Christus selbst ist beides, unser höchstes Gut und unser höchstes Ideal." Diese Gesichtspunkte leiten die Ausführungen in den drei letzten Vorträgen, in denen der religiöse Glaube an Christus als die Grundlage behauptet und daraus die Lehraussagen über ihn, sein Werk, seinen Beruf als Folgerungen abgeleitet werden. Auch in diesem zweiten Teil des Ganzen, dessen einzelne Ausführungen zu reichhaltig sind, um auch noch an dieser Stelle im Auszuge wiedergegeben werden zu können, sind die Erörterungen in den Hauptpunkten erschöpfend und für den Standpunkt des Glaubens einleuchtend und klar.

Es ist überhaupt der Vorzug der Vorträge von Jeß, daß es ihm darin gelungen ist, in einfacher und verständlicher Rede das Wesen des christlichen Glaubens und seines Inhalts auszudrücken. Diese Darstellung wird eindrucksvoll belebt durch die reichlich beigebrachten biblischen Zitate, die in sie geschickt verflochten sind. Auch die hauptsächlichen Abweichungen vom echten protestantischen Christentum, wie sie in dem Katholizismus und in andern Geistesrichtungen vorliegen, sind bei gegebner Gelegenheit in zweckmäßiger und lehrreicher Weise zur Vergleichung herangezogen und treffend und glücklich beleuchtet. So zeugt die ganze Darstellung von einer vollständigen Beherrschung des Stoffes, und sie lehrt auch weitre Kreise den Verfasser als den gründlich durchgebildeten Theologen und den glaubensstarken, begeisterungsvollen Prediger kennen, als den ihn seine Freunde schon immer gekannt und verehrt haben. Durch sein nachgelaßnes Büchlein wird er auch außerhalb seiner engern Heimat denen, die es lesen werden, reiche Belehrung, nachhaltige Anregung und Förderung der festen Glaubensfreudigkeit gewähren. Darum sei es — zumal angesichts des Weihnachtsfestes — allen denen aufs wärmste empfohlen, die sich über das Wesen des Evangeliums von Christo und des christlichen Glaubens durch einen kundigen und seiner Sache sichern Lehrer unterrichten lassen wollen. O R

Der Briefwechsel des Fürsten Wolfgang von Anhalt

Zum vierhundertjährigen Geburtstage

1

„Weil alle gute Regierung zuerst dahin gerichtet sein soll, daß Gott recht erkannt und recht geehret wird, sollen fürnehmlich alle Regenten mit höchstem Ernst zur Erhaltung reiner Lehre Hilfe thun, was durch Gottes Gnad, insonderheit zu dieser Zeit, durch **alle Fürsten zu Anhalt** treulich geschehen ist," so schrieb im Jahre 1555 Philipp Melanchthon. Unter allen anhaltischen Fürsten aber zeichnet sich ganz besonders **Wolfgang** aus, der **treue und mannhafte Bekenner unsers evangelischen Glaubens**. Er ist wohl wert und würdig, daß sein Andenken in diesem Jahre in unserm Volke erneuert werde. Wir wollen im Folgenden das Bild dieses Bekenners zu zeichnen suchen nach den **Briefen**, die er sowohl selbst geschrieben als auch von andern erhalten, und die uns einen völligen Einblick in das Leben dieses Bekenners geben.

Schon vor dem Jahre 1517 war Wolfgang mit Luther bekannt, stand 1521 zu Worms an der Seite des Kurfürsten von Sachsen und protestirte 1529 mit den Evangelischen zu Speier. Aber die größte Stunde seines Lebens war 1530 die zu **Augsburg**. Er wurde vom Kurfürsten Johann zur Teilnahme am Reichstage aufgefordert, „weil solcher Reichstag unsers Ermessens anstatt eines Konzils oder Nationalversammlung gehalten oder verbracht werden und allda wichtige und schwere Sachen, fürnehmlich die unsern heiligen christlichen Glauben belangen, verhandelt werden." Wolfgang antwortet sogleich:

„Ich will Ew. Gnaden nicht bergen, daß ich noch kein Schrift derwegen von Kaiserlicher Majestät bekommen, doch wie dem, so will ich mich, wills Gott, forderlich zu Ew. Gnaden eigner Person begeben und auch dienstlich mit derselbigen derwegen unterreden, mich auch als dero Diener gehorsamlich hierin erzeigen und halten."

Zu Augsburg angekommen, unterzeichnete er die Augsburger Konfession mit den köstlichen, prophetisch klingenden Worten: „Ich habe manchen schönen Ritt andern zu Gefallen gethan; warum sollte ich denn nicht, wenn es von nöten, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln und mit Darsetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein im himmlischen Leben eilen?"

Aus dieser Zeit haben wir zwei Briefe, die er von Augsburg aus an seine liebe Frau Mutter in Cöthen, die gottselige Fürstin Margareta, geschrieben hat. Sie sind ein rechtes Zeugnis dafür, wie Wolfgang die Sache der Evangelischen als Gottes Sache auf betendem Herzen trug. Er schreibt:

„Ew. Liebden wollen ja mit Fleiß Gott um seine Gnade anrufen lassen, damit seine göttliche Barmherzigkeit wolle Kaiserlicher Majestät und uns allen unser Herz erleuchten, damit das, was zu seiner göttlichen Ehre und gemeinem Frieden zu gute gereichen soll, möge allhier gehalten werden."

Und in einem andern längern Briefe, gleichfalls an seine Mutter, schreibt er:

„Herzliebe Frau und Mutter, ich laß Ew. Liebden wissen, daß mein gnädiger alter und junger Herr (nämlich Kurfürst Johann und Kurprinz Johann Friedrich von Sachsen, in deren Gefolge und auch in deren Dienste Fürst Wolfgang war) von den Gnaden Gottes samt uns andern allen frisch und gesund sein, solches von Ew. Liebden zu erfahren, wär ich herzlich erfreut, wie wohl ich zu Gott hoffe, seine göttliche Gnade werde Ew. Liebden mit Seligkeit und Gesundheit wohl erhalten. Fürstliche herzliebe Frau und Mutter, ich will Ew. Liebden gebeten haben, dieselbigen wollen kein Beschwer haben, daß ich Ew. Liebden eine Zeit nicht geschrieben, denn es ist darum unterblieben, daß ich keine fröhliche Botschaft zu Ew. Liebden gehabt. So hab ich auch Ew. Liebden noch nichts Sonderliches schreiben können. Denn es haben mein gnädiger Herr und wir andern etliche Artikel unsers Glaubens Kaiserlicher Majestät überantwortet vor fünf Wochen,*) es ist aber Sr. Gnaden, auch uns andern bisher kein Antwort oder Bescheid darauf gefallen — man versieht sich aber, wir werden in kurzen Tagen Antwort bekommen. Was alsdann vorfällt, soll Ew. Liebden unverhalten nicht bleiben, wo wir anders selber nicht bald heim kommen; denn ich versehe mich gänzlich, mein gnädiger Herr und wir andern werden nicht lange allhier hausen, wenn der Artikel des Glaubens auf ziemliche Wege werde gebracht. Als ich zu Gott hoffen will, er werde sein göttliches Wort wohl erhalten, obs gleich dem Teufel und aller Welt leid ist. Und ist hierauf meine Bitte, ob ja Leute kämen, die da sagten, daß es nicht gut abgehen wird — denn der Teufel ruhet nicht —, nun wird man sehen, wie es den Martinischen ergehen werde, und mit andern Worten mehr: Ew. Liebden wollten sich nichts daran kehren, denn die Sache muß Gott befohlen sein, dieweils sein göttlich Wort thut belangen, der es auch wohl wird erhalten. Und Ew. Liebden wollten ja dem Hauptmann sagen samt den andern, daß die Prediger wollten ja das göttliche Wort fleißig treiben, damit Gott durch sie und die Gemeinde mit Ernst werd angerufen, daß sein göttliche Barmherzigkeit wolle Gnad verleihen in diesen und allen Sachen, damit dermaßen hierin werd gehandelt, das zur Seligkeit und gemeinem Frieden dienstlich. Amen. — Es haben mir meine Vettern (die Dessauer Fürsten Johann, Georg und Joachim) geschrieben, wie ihre Frau Mutter (die Fürstin Margareta in Dessau starb am 28. Juni 1530) in Gott verschieden sei. Der ewige Gott wolle Ihrer Liebden gnädig und barmherzig sein. — Sonst weiß ich Ew. Liebden nichts sonderlichs Neues zu schreiben, ohne daß allerlei seltsame Praktiken allhier zur Zeit gehen — und sonderlich hat der Teufel gar viel zu schaffen. Aber wir haben einen Trost, daß Gott sein Herr und Meister ist, der wird ihm sein Anschlagen wohl zu Trümmern stoßen."

*) Am 25. Juni die Uebergabe der Konfession.

Im Köthener, Bernburger und Zerbster Landesteile hatte das Evangelium schon nach dem Reichstage zu Worms festen Boden gefaßt. Von Augsburg zurückgekehrt, führt Fürst Wolfgang mit seinen drei Vettern die Reformation auch im Dessauischen langsam durch, besonders da nun die streng katholische Fürstin Margareta gestorben war. Nachdem die Evangelischen 1531 den Bund zu Schmalkalden geschlossen hatten, schrieb Herzog Albrecht von Preußen an Wolfgang wegen seiner Glaubensbeständigkeit also:

„Ich danke Gott dem Vater in Christo Jesu, der Ew. Liebden durch Eingebung des heiligen Geistes den Mund seiner Wahrheit, das reine lautere Wort seines heiligen Evangelii, eröffnet, und daß Ew. Liebden ohne alle Scheu vor den Menschen öffentlich zu bekennen seine Gnad verliehen hat. Derselbe allmächtige, barmherzige Gott wolle Ew. Liebden und uns alle in seinem gnadenreichen Wort erhalten, schützen, schirmen und weiter für allem Uebel behüten. Amen. So danke ich darneben dem lieben Gott, daß er mich armen Sünder aus dem Rachen des Teufels erlöset und mir aus lauter Gnade und Barmherzigkeit, da ich dem Teufel ganz ergeben war, sein göttlich Wort auch mitgeteilet. — Wünsche Ew. Liebden hiermit von Gott dem Vater und unserm Herrn Jesu Christo, der sich für unsre Sünde gegeben hat, auf daß er uns errettete von dieser gegenwärtigen argen Welt Gnade, Friede und Barmherzigkeit, den gütigen Vater unser aller in starkem Glauben bittend, weil er Ew. Liebden und uns bei solchem erhalten, er wolle ferner der falschen, argen, vergänglichen, nichtigen Welt dieses Jammerthals nach seinem gnädigen Willen wehren und uns, das kleine Häuflein, vor allem Uebel behüten, sein göttlich Wort mehren und zunehmen und die gute Frucht in uns erwachsen lassen."

Wie hoch unser Fürst damals selbst im Auslande angesehen war, geht aus einem lateinischen Briefe des Königs Heinrichs VIII. von England hervor, den er 1531 durch Thomas Cranmer sandte:

„Unserm vielgeliebten Freunde Gruß. Also ist Unsrer gegenseitigen Freundschaft Band und aufrichtige Liebe, damit wir Ew. Liebden umfassen, daß Wir allezeit eine Gelegenheit erwünschen, Unsre Geneigtheit gegen Dieselben kund zu thun. Jetzo aber, da Wir Unsern geliebten Rat Dr. Cranmer an Kaiserliche Majestät als Redner senden, wollten wir mit Unserm Briefe und durch denselbigen Redner Ew. Herrlichkeit grüßen und Demselben gute Gesundheit und glückliche Erfolge erflehen; was Wir wahrlich von Herzen thun und Dieselben bitten, daß, so etwa in Unserm Reiche etwas vorhanden, was Ew. Liebden Annehmlichkeit bereiten könnte, Sie nicht Sich verdrießen lassen, darum getrost Uns anzugehen, die Wir von wegen Unsrer alten gegenseitigen Freundschaft höflich begehren, Ew. Liebden gefällig zu sein. Glück und Wohlergehen!"

Von dieser Zeit an finden sich auch einige Briefe Dr. Martin Luthers vor, die er an Wolfgang geschrieben. Hat doch Luther, besonders von 1532 an, bis zu seinem letzten Lebenshauche möchte man sagen, den vier damaligen anhaltischen Fürsten Wolfgang, Johann, Georg und Joachim sehr nahe gestanden. So schreibt Luther 1533 an Wolfgang:

„Es ist, wie ich höre, die Pfarre zu Koswig erledigt, durch tötlichen Abgang des vorigen Pfarrherrn. Wo nun Ew. Fürstliche Gnaden dieselbige noch nicht verliehen oder versehen hätten, ist meine unterthänige Bitte, Ew. Fürstlichen Gnaden wollten sie diesem Simon Haferitz, Briefes Zeiger, gönnen und verleihen. Denn er ist ein fast geschickter Mann und überaus wohl beredt, jetzt neulich vom großen Saltze verjagt und im Elend umgetrieben. Und ob er wohl etwan geirrt zu Münzers Zeit, so ist er doch wohl gepantzerfegt, daß ich meine, er solle genug gebüßet haben. So wollt ich auch gerne ihn wissen in der Nähe um uns; wer weiß, wo man sein einmal brauchen müßte, als er denn wohl zu brauchen ist. Ew. Fürstlichen Gnaden wollen sich gnädiglich erzeigen, daß wir Gotte gefallen; und was ich Ew. Fürstlichen Gnaden dienen kann, bin ich willig und bereit. Hiermit Gotte befohlen. Amen."

Noch deutlicher zeigt der folgende Brief Luthers an den Fürsten, wie er sich für einzelne Personen fürbittend verwandte:

„Es hat mich die Frau Selbitzin samt ihrem Sohne, Georgen von Selbitz, freundlich gebeten, an Ew. Fürstliche Gnaden diese schriftliche Bitte zu thun. Nachdem Ew. Fürstlichen Gnaden tausend Gulden an Thalern und Silbergroschen ausgethan, den Thaler zu vierundzwanzig Groschen, und die Silbergroschen ein und zwanzig für einen Fl. gerechnet, mit der Vertröstung, sie sollten zur Zeit der Ablösung wieder in gleicher Güte überreichet werden; nun aber sie empfangen den Thaler, wie er jetzt gehet, auf fünfundzwanzig Groschen, welches ich wohl ermessen, daß Ew. Fürstlichen Gnaden nicht gemeinet, etwas Nachteils der guten Frauen und ihrem Sohn zu suchen, sondern die Amtschösser thun jetzt allenthalben also und wollen die Herren mit geringen Vorteilchen reich machen (wo sie anders so fromm sind und sich selbst nicht meinen), so es doch im Grunde nichts hilft, sondern vielmehr als ein Abbruch des Nächsten dem Abbrecher Schaden thut: ist ihre Bitte und meine aufs demütigste, Ew. Fürstlichen Gnaden wollen ihrer Vertröstung nach gleicher Güte reichen lassen und das Nachteil nicht auf sie kommen lassen. Denn Ew. Fürstlichen Gnaden ist mit dem Vorteilchen wenig geholfen und doch dem Gewissen eine Strieme machen möchte. So ist auch fürwahr nicht viel übrigs. Ew. Fürstlichen Gnaden wollten mir solche Fürbitte gnädiglich zu gute halten und sich christlich und fürstlich gegen die gute Frau erzeigen." Wl — D

Der Gustav-Adolf-Verein im sechzigsten Vereinsjahre 1890—91

2. Das Notgebiet in den außerdeutschen Ländern

Nächst dem deutschen Reiche ist es — im großen und ganzen genommen — zunächst Oesterreich, dessen Diasporanot sich an den Gustav-Adolf-Verein wendet. Und zwar zuerst die Schulnot: „auf der einen Seite die größten Opfer der Gemeinden, die die öffentlichen Schulen mit unterhalten müssen, auf der andern die dürftigen Gehalte der Lehrer, zu viel zum Sterben, zum Leben zu wenig." Ein Artikel im Oesterreichischen Protestant „Die evangelische Schule, eine verlassene Waise" giebt zu erkennen, daß auch in Oesterreich diesen Thatsachen gegenüber eine pessimistische Stimmung Platz greift. Aber, fährt Dr. Hempel fort, doch dürfen wir diese Schulen nicht fallen lassen. Wo die Gemeinden noch den letzten Kreuzer zu ihrer Erhaltung opfern, muß und will der Gustav-Adolf-Verein helfend ihnen zur Seite stehen.

Zur Erinnerung an das Jubiläum des Josephinischen Toleranzedikts und damit der eigentlichen Existenz der evangelischen Kirche Oesterreichs ist die große „Jubiläumsgabe" gesammelt worden, die die Mittel zu einer Pensionskasse hergab. Am 1. November 1887 trat die „Pensionsanstalt der evangelischen Kirche Augsburger und Helvetischen Bekenntnisses" ins Leben.

Seitdem haben — wie die Auszüge ausführen — die aus den Zinsen des Jubiläumsfonds den armen Pfarrer- und Lehrer-Witwen und Waisen gewährten ausgiebigen Unterstützungen aufgehört, da nach § 7 der Statuten zu diesem Zwecke nur 5 Prozent zu außerordentlichen Unterstützungen (§ 9) verausgabt werden dürfen und in erster Linie die noch nicht pensionsberechtigten Mitglieder der Pensionsanstalt zu berücksichtigen sind. Um dessenungeachtet diesen armen seitherigen Empfängern, die nach und nach sich vermindern und schließlich in Wegfall kommen werden, auch fernerhin Unterstützungen zukommen lassen zu können, hat der Hauptverein Leipzig beschlossen, daß hierfür die Zinsen seiner Separatstiftung dienen sollen. Da trotzdem der Ausfall nur zum kleinen Teil damit gedeckt wird, so sind die Frauenvereine ersucht worden, nicht mehr die einzelnen Witwenkassen in den verschiedenen Senioraten und Superintendenzen, sondern den „Jubiläumsfonds" kräftigst zu unterstützen und durch eine für die ersten Jahre möglichst reichlich bemeßne Vertrauensgabe den Zentralvorstand in den Stand zu setzen, im Einvernehmen mit dem Hauptverein Wien wenigstens die bisherigen Unterstützungen fortzugewähren. Die Zuflüsse zum Jubiläumsfonds sollen, wenn nicht ausdrücklich zum Kapitalisiren bestimmt, bis auf weiteres sofort zu Unterstützungen verwendet werden. Wir bitten, diese Gaben — ebenso wie die für einzelne bestimmte Witwen u. s. w. bewilligten Spenden — bis Mitte November an den Zentralvorstand gelangen zu lassen, damit die Verteilung noch vor Weihnachten erfolgen kann.

Die Pensionsanstalt der evangelischen Kirche A. K. und H. K. besaß Ende 1891 ein Vermögen von 198 200 Gulden gegen 182 663 im Vorjahre. Der Beitritt läßt noch viel zu wünschen übrig, da von den 144 Gemeinden A. K. erst 86 beigetreten sind und von den 85 Gemeinden H. K. nur 19. Namentlich dies Letztere ist sehr bedauerlich.

Das allgemeine Krankenhaus der evangelischen Gemeinde zu Teschen in Oesterreichisch-Schlesien ist am 14. Juni 1892 feierlich eingeweiht worden.

In Böhmen und Mähren haben — ebenso wie auch in andern Kronländern — die Gemeinden viel durch elementare Unglücksfälle gelitten. Doch meint der Berichterstatter, wer die Unterstützungsauszüge genau lese und die Jahrgänge vergleiche, werde sich vielleicht über das langsame Wachstum wundern. Wenigstens könne man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob hie und da von Seiten der Gemeinden etwas mehr gethan werden könne. Einen Teil der galizischen Gemeinden hat im Auftrage des Zentralvorstands Diakonus Jakobi aus Weimar besucht.

Viel Not hat er gesehen, an manchen Orten recht ärmliche und kleine Verhältnisse, aber er hat auch sehr gute Eindrücke hinweggenommen, deren wir uns besonders freuen, manchen unliebsamen Urteilen gerade über dieses Land gegenüber wie angesichts von Vorwürfen, die dem Verein gemacht wurden, weil er hier thätig ist. Es hat ihm das Herz bewegt, diesen deutschen Männern und Frauen im fernen Osten ins Auge zu schauen und ihren glaubensvollen evangelischen Gesang zu hören. Lesen der Bibel und gemeinsames Gebet ist in vielen Häusern Sitte, auf Besuch des Gottesdienstes und regelmäßige Feier des heiligen Abendmahls wird gehalten. Wir wollen, so sagte ihm der Richter einer solchen deutschen evangelischen Kolonie zum Abschiede, wir wollen festhalten, weil wir doch sehen, daß sie in Deutschland sich um uns kümmern und weil uns jemand besucht hat. Ja viel Armut! Man hat zu bauen angefangen, aber man kann es nicht vollenden, kleine Schulden von 100, 200, ja von 42 Gulden sind schon eine drückende Last, besonders wenn noch Wucherzinsen bis zu 8 und 10 Prozent zu zahlen sind. Manches Jammerbild von Schul- und Pfarrhäusern, ähnlich Neu-Kupnowice, von dessen Schul- und Bethaus es heißt: „Die von Holz und Lehm zusammengeklebte Hütte dürfte beim nächsten großen Sturm zusammenstürzen." Aufreibend für die Kraft der Geistlichen ist die Größe der Parochien; Ugartsthal hat den Umfang eines Großherzogtums etwa in der Mitte zwischen Mecklenburg und Oldenburg.

Längst hat man Galizien den Lazarus des Gustav-Adolf-Vereins genannt.

Wie könnten wir jemals des treuen Siebenbürgens vergessen? In seiner Rede zur Eröffnung der fünfzehnten Landeskirchenversammlung am 15. Juni 1892 hat Bischof D. Teutsch dankend hervorgehoben, daß den armen Gemeinden Siebenbürgens bisher aus dem Mutterlande 162 322 Gulden zugeflossen sind; aber schon vorher konnte er von der Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins im eignen Lande rühmen:

Eben stehen wir am Schlusse des dritten Jahrzehnts, seit er seine stille Segensarbeit unter uns begonnen; es erscheint als ein Wunder vor unsern Augen, wenn wir sehen, daß unsre zehn Zweigvereine in diesen dreißig Jahren 118 900 Gulden zu Vereinszwecken zu sammeln vermochten.

Die Gemeinde Agram in Kroatien mit den 150 Seelen, die über die 148 Quadratmeilen des bosnischen Kreises Banjaluka zerstreut die Gemeinde Rudolfsthal ausmachen, will zur Unterstützung doch ja seitens der Gustav-Adolf-Vereine ernstlich ins Auge gefaßt werden.

In Slawonien hat der neue Pfarrer Pindor zu Essek in der Umgebung eine Missionsreise gemacht und sich von der traurigen Lage der Evangelischen überzeugt. Es mögen deren im Veröczer Komitat etwa 3000 auf 4852 Quadratkilometer sein, und die Einwanderung nimmt zu. Nach Beschluß des Essek er Kirchenvorstandes sollen dieselben in die Versorgung des neuen Pfarramtes aufgenommen werden: aber die Reisen kosten Geld und Arbeitskraft; um neue Diasporamittelpunkte zu gründen, fehlt es vollends an Mitteln. Hier ist noch ein unendliches Arbeitsfeld. Wer sendet Arbeiter in die Ernte? — Aehnlich ist es mit der slawonischen oder Syrmier Mission, die von der Batscher (mit dem Mittelpunkte Theresiopel) getrennt ist. Mittelpunkt und Sitz des Pfarrers ist Surcin. Seine Wohnung ist schlecht, eine Kirche fehlt ganz. Aber diese wie ein anständiges Pfarrhaus fordert die Würde der evangelischen Kirche. Und aller Orten wohnen hier evangelische Deutsche und Slowaken, weit zerstreut, oft ohne alle Versorgung.

Die ungarische allgemeine evangelische kirchliche Hilfsanstalt beging ihr 31. Jahresfest in Verbindung mit der Feier der Leopoldianumstiftung (Jubiläumsgabe für die evangelische Kirche Ungarns zum hundertjährigen Gedächtnis des ihre Autonomie gewährleistenden 26. Gesetzartikels vom Jahre 1791) zu Leutschau, das eine ausgedehnte Gastfreundschaft gewährte, am 22. und 23. August 1891, „ein schönes und denkwürdiges Fest." Galt es doch der dankbaren Erinnerung an Leopold II. und seine segensvolle gewaltige That, die Ungarn mehr gab

als Josephs II. Toleranzedikt den österreichischen Landen, eine persönliche That politischen Weitblickes und eines gütigen Herzens. Zahlreich war der Besuch und hoch die Begeisterung. Mit Absicht hatte man den klassischen Boden der Zips und dessen historisch hervorragende und kirchengeschichtlich denkwürdige Hauptstadt Leutschau gewählt.

Während Pfarrer Johann Brunner aus Oedenburg deutsch predigte, hielt der Pfarrer und Senior in Nyiregyháza, Joseph Farbaky, in magyarischer Sprache die Festpredigt über 1. Mos. 35, 3. Von ihm selbst übersetzt, liegt sie uns vor. Ihr Thema lautet: Laßt uns in dieser feierlichen Stunde einen Altar hier bauen, der da sei: 1. ein Altar für unser Dankopfer, 2. ein Altar für unser Gelübde. „Ihr hoch in die Wolken ragenden Felsentitanen unsers Karpathengebirges, lasset unsern Lobgesang weit und breit im schönen Ungarlande tausendfältig wiederhallen!“ Die alten Zeugen des Evangeliums, die schlichten Prediger der Vergangenheit werden aufgerufen, dann wieder des zarten Pfropfreises starke, mächtige Gönner und Beschützer aus Ungarns edeln Geschlechtern; wir hören das Schmettern der Kriegstrompeten, den Tritt der Truppen, den Hufschlag der Reiterei Bocskays, Bethlen Gabors und Rakoczys; wir sehen die Flammen aufflackern, und sie verzehren lebendige Leiber: die heldenmütigen Opfer des unmenschlichen Gesetzartikels vom Jahre 1525, der da lautete: Lutherani comburuntur, Lutheraner werden verbrannt, Pfarrer Nicolai, Schullehrer Gregory zu Libethen, Buchhändler Georg zu Ofen. Dann werden wir nach Neapel geführt, in die paradiesische Bucht; aber Galeerensklaven, angeschmiedet an die Ruderbänke, sind hier die evangelischen Prediger Ungarns, bis der holländische Admiral Michael Hadrian Ruyter ihnen durch seine Kriegsschiffe Befreiung verschafft. Herzzerreißendes Stöhnen und Jammern aus den unterirdischen Kerkern von Eperies, in den Folterkammern Caraffas. Endlich Grabesstille stummen Schweigens — bis zu Joseph II. und endlich Leopold! — Man muß urteilen: eine mächtige Predigt.

Nach dem Berichte des Bischofs Zelenka beträgt das Kapital des Leopoldianums bis jetzt 32000 Gulden. Der Zentralvorstand hat diese Stiftung allen Gustav-Adolf-Vereinen zur Gewährung von Beiträgen empfohlen und bringt sie in den „Auszügen“ jetzt wieder in Erinnerung. Aber die Bedürfnisse Ungarns füllen überhaupt eine ganze Anzahl Blätter in diesen Auszügen. Zu einem selbständigen Urteil darüber haben wir bis jetzt nicht gelangen können; doch war in kirchlichen Blättern (vgl. Prot. Kirchenzeitung, 1892, Sp. 839 ff.) von seltsamen Magyarisirungsversuchen des Bischofs des reformirten Donaudistrikts von den schwäbischen Deutschen in Klein-Harta zu lesen. Von der untern Donau bitten elf Gemeinden aus Rumänien, zwei aus Serbien und Sofia in Bulgarien. Daß Kaiser Wilhelm das Protektorat über diese Gemeinde nunmehr übernommen hat, macht die bezügliche Klage des Berichterstatters gegenstandslos. Auch die Christliche Welt hat Ursache, sich dieses Fortschritts für ihren alten Schützling zu freuen.

Rasch nur lassen wir das Auge noch über den Orient schweifen — der Berichterstatter sagt uns, daß Kairo nicht vom Fleck komme;*) (Kaiserswerther) Liebesanstalten werden den Frauenvereinen empfohlen —, über Frankreich, Belgien (warum kommt in diesem Berichte die Nationalkirche, abgesehen von Seraing, gar nicht zur Sprache?), Italien (1891: 17. Generalversammlung der evangelischen Kirche Italiens, wobei 57 größere und kleinere Gemeinden vertreten waren), Spanien, Südamerika.

Nach einer Mitteilung des Evangelischen Oberkirchenrates in Berlin an die 3. ordentliche Generalsynode stehen 15 deutsche evangelische Gemeinden in Südamerika mit 16 Pfarrern und 25485 Seelen mit der preußischen Landeskirche in Verbindung.

Aber wenn wir nun lesen: „In Carácas hat der Marinepfarrer Rumland von S. M. Schiff Moltke mit Unterstützung des Gustav-Adolf-Vereins während eines Aufenthalts von 4 Tagen den evangelischen Deutschen einen Gottesdienst mit Abendmahl gehalten, die Familien besucht, 5 Kinder getauft, eine Ehe eingesegnet, einen deutschen Beamten beerdigt. Er schreibt, daß

*) In diesem Augenblick geht uns übrigens ein merkwürdiger Aufruf, befürwortet vom Generalsuperintendent D. Braun in Berlin, zu einer Mission unter den Muhamedanern zu!

er vier Wochen hätte Beschäftigung finden können, weil fast überall in Venezuela Deutsche wohnen,“ so kann es ein zutreffenderes Bild nicht geben für der Deutschen Neigung, über die Erde zu schweifen und sich ansässig zu machen, und damit zugleich für die unerschöpfliche Arbeit, die dem Gustav-Adolf-Verein immer wieder neu zuwachsen wird, wenn er seiner Aufgabe, allerwärts und zunächst den eignen Volksgenossen evangelisches Glaubensleben zu bewahren, treu bleibt. H

Psychiatrie und Seelsorge

Unter obigem Titel ist im vorigen Jahre ein Schriftchen von Dr. med. A. Römer, praktischem Arzt in Stuttgart, erschienen (Sonderabdruck aus der homiletischen Zeitschrift „Halte was du hast“), das wert ist, nicht nur in pastoralen Kreisen, sondern ebenso in der gebildeten Laienwelt aufmerksame Beachtung zu finden.*) Es ist nicht zu leugnen, daß noch immer die Bedeutung des körperlichen Einflusses auf das Geistesleben mannigfach verkannt wird, und daß damit verhängnisvolle Fehler in der Beurteilung und Behandlung so mancher Menschen in Verbindung stehen. Der Verfasser weist dies namentlich in Betreff von psychopathisch minderwertigen Naturen nach, deren Behandlung nur dann eine richtige sein kann, wenn man erkannt hat, daß ihre Eigenart auf körperlicher Störung beruht. Wichtig ist diese Erkenntnis für den Seelsorger, damit er in richtiger Weise auf solche Personen einwirke; wichtig für jeden, der mit ihnen verkehrt, damit er keine falschen Ansprüche an sie erhebe, sondern sie so trage, wie sie ein Recht haben, getragen zu werden. Es ist die heutzutage allgemein anerkannte Grundlehre der Psychiatrie, daß jede Geisteskrankheit eine Gehirnkrankheit ist. So allgemein dies indessen theoretisch anerkannt wird, so schwer fällt die Anerkennung, wenn es sich um die Anwendung auf den einzelnen Kranken handelt. Während nämlich bei den sonstigen Krankheiten die körperlichen Veränderungen und deren Ursachen meist in grobsinnlicher Weise wahrnehmbar sind, z. B. ein Beinbruch durch Ueberfahrenwerden, ist es bei den geistigen Störungen ungemein viel schwieriger, die körperliche Krankheit zu erkennen und als solche gelten zu lassen. Denn nicht allein die Krankheitserscheinungen spielen sich vorwiegend im geistigen Leben ab, sodaß die körperlichen Störungen leicht nur als zufällige und nebensächliche Begleiterscheinungen betrachtet werden, sondern auch ihre Entstehung kann durch rein geistige Einflüsse, z. B. hochgradige Angst, bedingt sein. Ganz besonders erschwerend wirkt endlich die Thatsache, daß die meisten Veränderungen des Geisteslebens, die man bei Geisteskranken beobachtet, auch bei Gesunden vorkommen, obwohl hier in schwächerm Maße und vorübergehend.

Am deutlichsten läßt sich dies bei der schlimmsten Geisteskrankheit, der Gehirnerweichung, nachweisen. Sie trifft besonders Männer, die auf der Höhe ihres Lebens und in anstrengendem Berufe stehen. Sie beginnt unter dem Bilde der Charakterverschlechterung mit Reizbarkeit, Abstumpfung des Gefühls und Interesses, Verletzung des Anstandes und ähnlichen Defekten. Bei Entstehung dieser Krankheit kann eigne Verschuldung eine große Rolle gespielt haben, aber auch ohne Verschulden verschont sie die edelsten Menschen nicht. Ein tüchtiger Arzt ist imstande, sogleich das Unheil vorauszusehen; ganz gewöhnlich ist es aber, daß der Laie den krankhaften Untergrund nicht eher erkennt, als bis ein Zustand hochgradigen körperlichen und geistigen Verfalls sich eingestellt hat. Man hört dann wohl die durchaus verkehrte Rede, daß der Betroffne sich durch seinen Mangel an sittlichem Halt selbst krank gemacht habe. — Nicht viel besser ergeht es zahlreichen alten Leuten im Beginn des Altersirreseins. Da werden hervortretende Unarten als Folge mangelnder Selbstzucht in frühern Jahren betrachtet. Man sagt, jetzt trete erst die wahre Natur zu Tage, während thatsächlich selbst die beste sittlich-religiöse Durchbildung einen Menschen vor dieser Ent-

*) Aus diesem Grunde haben wir gern einer ausführlicheren Besprechung des Schriftchens Raum gegönnt, obwohl eine kurze Anzeige und Empfehlung bereits in Nr. 23 d. J. von uns gebracht worden ist. D H

artung nicht völlig schützen, sondern nur vor ihren gröbsten Ausbrüchen bewahren kann, und selbst dies nicht unter allen Umständen.

Noch schwieriger wird die Sachlage, wenn nicht nur die Aeußerung der Krankheit, sondern auch deren Ursache vorwiegend geistiger Natur ist. Eine Witwe verliert ihren einzigen Sohn, der die Stütze ihres Alters war. Wer wollte es als krankhaft ansehen, wenn sie zunächst nicht ißt, noch trinkt, noch schläft und sich vor Jammer fast verzehrt? Und doch, wenn sich dieser Zustand über Wochen und Monate hinzieht, wie ist er zu beurteilen? Der ursprünglich normale Affektzustand der Trauer ist bei der Frau in einen nichtnormalen übergegangen, d. h. die Frau ist thatsächlich gehirnkrank geworden und leidet an einer ausgesprochenen Melancholie, infolge deren sie sich im gegenwärtigen Augenblick ebensowenig über die unnatürliche Trauer zu erheben vermag, wie ein Mensch mit gebrochenem Beine gehen kann, wenn er nur will. Die Frau kann sich möglicherweise durch übermäßige Hingabe an den Schmerz selbst krank gemacht haben. Aber die übermäßige Hingabe an den Schmerz kann auch schon die Folge einer unerkannten Krankheit sein, z. B. der Erschöpfung durch die Pflege des Kranken.

In allen diesen Fällen übt die wirkliche körperliche Erkrankung des Gehirns einen mehr oder weniger unwiderstehlichen Zwang auf das Geistesleben aus, wobei es sich um nichts Geringeres handelt, als um die Freiheit des Willens und die sittliche Verantwortlichkeit. Damit ist nun freilich nicht gemeint, daß hier lediglich die körperliche Behandlung des Kranken am Platze sei; aber sicherlich würde eine geistige Beeinflussung, die keine Rücksicht auf die körperliche Krankheit nähme, auf falscher Fährte sein. Es ist unmöglich, an einen Menschen, dessen Gehirn körperlich krank ist, geistige Ansprüche zu stellen, die man nur an einen Gesunden machen kann. Es ist Rücksicht darauf zu nehmen, daß ein solcher geistig und sittlich nicht in dem Maße verantwortlich gemacht werden kann wie der Gesunde, daß das Maß seiner Verantwortlichkeit je nach dem Zustande seiner Krankheit verschieden ist. Mit Recht sagt der Verfasser, daß wie der lediglich körperlichen Beurteilung nach Art des Materialismus, so auch der lediglich geistigen Beurteilung ohne Berücksichtigung des körperlichen Faktors jede Berechtigung abzusprechen sei. Bei starker Hysterie z. B. werde man von einer Frau ebensogut sagen: „sie kann sich nicht zusammennehmen, weil sie nicht will," als auch: „sie will sich nicht zusammennehmen, weil sie nicht kann," je nachdem man von dem Standtpunkt der Willensfreiheit oder des körperlichen Zwanges ausgehe. Thatsächlich ist aber in solchem Falle weder volle Freiheit des Willens vorhanden, noch auch völlige Unfreiheit: es ist ein Zustand des Krankseins, der sich auf Leib und Geist erstreckt.

Ein krankhafter Zustand des Gehirns liegt nun aber nicht nur dem zu Grunde, was man im gewöhnlichen Leben Geisteskrankheit nennt, sondern auch allen sogenannten psychopathischen Minderwertigkeiten, sei es, daß diese sich in einer bestimmten Disposition oder in Belastung oder in Degeneration geltend machen, je nachdem sich der Zustand mehr dem des Gesunden oder des Geisteskranken nähert, oder — wie bei der Belastung — mitten zwischen beiden mehr freistehend erscheint. Die Psychiatrie hat festgestellt, daß auch hierbei körperliche Faktoren sich geltend machen, daß dadurch ein krankhafter Zwang hervorgerufen wird, dessen Stärke freilich periodisch zu- und abnimmt, daß dabei ein merkwürdiges Gemisch von Gesundem und Krankhaftem neben einander in buntem Wechsel bestehen kann. Diese psychopathischen Zustände zeigen sich daher meistens in einem widerspruchsvollen Wesen. Die „minderwertigen" Menschen sehen die Unerlaubtheit ihres Benehmes nachträglich vollkommen ein und verfallen dann einer ebenso maßlosen Reue über ihre That, sodaß sie von einer Uebertreibung in die andre verfallen. Dazu kommt eine auffallende Verschrobenheit und Verkehrtheit des Wesens bis hinaus zu völliger „Perversion der Triebe," und zwar zum Teil bei vollkommner Einsicht in die Verkehrtheit. Endlich verbinden sich damit Zustände geistiger Störung, die sich unter der Form von Anfechtungen darstellen und dann zu allerlei falscher Beurteilung Anlaß geben. Es sind das besonders die sogenannten Zwangsvorstellungen, die Halluzinationen und die Wahnvorstellungen. Die leichteste Form momentaner geistiger Störung macht sich in der Zwangsvorstellung geltend. Jeder gesunde Mensch kann sie gelegentlich erleben. Wer z. B. zum erstenmal einen Turm besteigt und von oben hinabschaut, wird von Schwindel ergriffen, d. h. von der Zwangsvorstellung, zu fallen, obwohl er weiß, daß dies durch das Geländer unmöglich gemacht ist. Andre verspüren in ihrem ganzen Körper den hochgradigen Antrieb, sich hinabzustürzen (sogenannter Zwangsimpuls). Schopenhauer konnte bekanntlich kein Rasirmesser vor sich blitzen sehen, ohne die Vorstellung und den Drang in sich zu verspüren, sich den Hals abzuschneiden. Indessen ist es das Eigentümlichste dieser Vorstellungen und Impulse, daß sie eben keinen schlechthinigen Zwang auf den Menschen ausüben, daß dieser leicht von ihnen abgezogen werden kann. Ernstere Bedeutung haben schon die Halluzinationen, d. h. Sinnestäuschungen im wachen Zustande. Sie kommen in einzelnen Fällen auch bei normalen Menschen als vorübergehende Störung vor; am meisten aber stellen sie sich da ein, wo durch nervöse Aufregung, Kasteiung und Abspannung das Geistesleben schwer geschädigt und durch traditionelle Vorstellung ihr Auftreten erleichtert wird. So in Klöstern. Hierher sind zweifellos auch die Anfechtungen der Heiligen zu rechnen, wie sie in der Kunst durch die tollsten Fratzen und Tiergestalten verherrlicht worden sind. Die schwerste Form solcher geistigen Störung aber bilden die Wahnvorstellungen, auch „fixe Ideen" genannt. Streng genommen gehören Menschen, die damit behaftet sind, nicht mehr zu den „Minderwertigkeiten," sie sind geisteskrank; indessen zeigen sie sich auf allen übrigen Gebieten als durchaus normal, sodaß sich der fragliche Defekt nur immer in einem Punkte geltend macht. Dem Inhalte nach unterscheidet man Größenwahn, Verfolgungswahn, Verschuldungswahn u. s. w. Sehr wichtig ist die Frage, ob die Wahnvorstellung primär auftritt oder erst sekundär als unbewußter Erklärungsversuch für die veränderte Stimmung. Besonders beim Verschuldungswahn ist darauf streng zu achten, weil er sich häufig bei Melancholie einstellt als unbewußter Erklärungsversuch für das Gefühl schmerzlicher Leere und Verstimmung und dann in seiner wahren Begründung leicht erkannt werden kann. Bei ernstern jüngern Gemütern tritt in bedeutungsvollen Abschnitten ihres Lebens wohl die Anfechtung auf, die Sünde wider den heiligen Geist begangen zu haben. Es handelt sich da um eine wirkliche geistige Störung, nämlich die der Melancholie, die durch innere Vorgänge mit hervorgerufen wurde, und erst infolge davon und als weiterer Ausdruck dieser stellt sich der Versündigungswahn ein. Bekanntlich wurde Tholuck infolge schwerer erblicher Belastung von solchen Anfechtungen oftmals heimgesucht; sie steigerten sich nicht selten zu Selbstmordantrieben. Aber eben diese seine eignen körperlichen Hemmungen befähigten ihn zum Verständnis der vielen minderwertigen Naturen, die sich an ihn wandten. Die erste Frage, die er jungen Studenten stellte, die ihre Befürchtung aussprachen, die Sünde wider den heiligen Geist begangen zu haben, war diese: „Wie steht es mit Ihrer Verdauung?"

Die Annahme, daß der Körper den Geist beeinflußt, gilt manchen als eine Art Materialismus. Sehr mit Unrecht. Unzählige, die danach den Sieg des Geistes über das Fleisch erkämpfen wollen, machen die tief demütigende Erfahrung, daß die niedern Triebe immer wieder eine fast unbezwingliche Gewalt ausüben. Niemand darf seinen Körper ungestraft mißhandeln; der Apostel Paulus sagt: Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde. Ganz verkehrt würde es sein, geistige Minderwertigkeit für gleichbedeutend mit fehlerhaftem Charakter zu halten. Es kommt darauf an, sie nach dem Maße ihrer Eigentümlichkeit zu behandeln und darüber hinaus nicht etwas zu verlangen, was eben einfach nicht erfüllt werden kann. Minderwertigkeiten sind in zahllosen Fällen durch die Eltern hervorgerufen, sie beruhen auf erblicher Belastung. Das Kind eines epileptischen Vaters ist fast immer wieder epileptisch. Doch macht sich die Vererbung auch in andrer Form geltend. Ein geistreicher, aber minderwertiger Vater hat neben hochbegabten Kindern auch ein idiotisches Kind. Ist dann vollends die

Minderwertigkeit des Vaters durch moralische Exzesse herbeigeführt, so bestätigt die Psychiatrie die alttestamentliche Lehre von der Heimsuchung der Kinder bis ins dritte und vierte Glied in überraschendster Weise. Das Schreckliche ist dabei, daß der betreffende schlimme Trieb in den Nachkommen sich in besonders starker Weise geltend macht, sodaß die erblich Belasteten größern sittlichen Gefahren ausgesetzt sind als andre. Es ist für solche Naturen notwendig, daß sie auch ihren Leib nicht unnötig schwächen durch Ueberanstrengung, Kasteiung und asketische Mittel, weil es sonst nur allzuleicht sich ereignet, daß sie trotz aller Anstrengung unterliegen, und zwar nicht ohne eigne Schuld. Wie verantwortungsvoll die Behandlung solcher Menschen ist, leuchtet nach dem Obigen ein; nicht minder, daß man in ihrer Beurteilung sehr nachsichtig sein muß, um nicht ungerecht zu werden. Es gilt dies namentlich auch betreffs genial angelegter Menschen. Nicht wenige davon stammen aus schwer belasteter Familie, und ihre Genialität ist mit ein Ausdruck ihrer ererbten Minderwertigkeit. Es ist eine zweifellose Erfahrungsthatsache, daß Genie und Irrsinn nahe mit einander verwandt sind. Man braucht nur daran zu erinnern, daß Newton, Schumann, Lenau, Hölderlin und Robert Mayer wirklich geistesgestört waren, und daß Cäsar, Muhammed, Rousseau und Napoleon I. an Epilepsie litten, also mindestens zeitweise psychopathisch minderwertig waren. Es ist begreiflich, daß bei solchen Naturen die sittliche Durchbildung nicht gleichen Schritt hält mit der Verstandesbildung, daß die Begabung eine einseitige ist, und daß die gesamte Geistesthätigkeit durch geringe Schädlichkeiten schwere Einbuße erleidet oder in völlige Geistesstörung übergeht. Man muß die Schwächen und Verkehrtheiten solcher Menschen verstehen, um sie gerecht und milde zu beurteilen; es gilt hier das Wort: Tout comprendre, c'est tout pardonner, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß das Genie einem andern Sittengesetz unterliege als die übrigen Menschen.

Noch immer werden Erscheinungen, über deren Beurteilung man nach den Lehren der Psychiatrie nicht in Zweifel sein kann, ganz verkehrt angesehen. Hysterie wird oft als „Besessenheit" erklärt und danach behandelt. Eine Bestätigung dieser Anschauung meint man darin gefunden zu haben, daß durch Gebet solche Erscheinungen überwunden werden. Allein die vermeintliche Heilung ist meistens nichts andres als die Hebung einer Einzelerscheinung, die vielleicht ebensogut durch einen Strahl kalten Wassers erzielt werden kann, während der Grundzustand der alte bleibt und in kürzester Zeit in gleicher oder veränderter Form wieder zum Ausdruck kommt. Es ist beschämend, daß hysterische Individuen oft auf bedeutende Männer einen ganz unberechtigten Einfluß ausgeübt haben, indem diese meinten, daß ihnen hier höhere geistige Mächte aus der ewigen Welt entgegenträten. Daß die „Gottliebin" Blumhards eine hysterische Person war, ist jetzt wohl meistens anerkannt. Auch Gustav Werner meinte eine Zeit lang einer hysterischen Person viel Förderung zu verdanken; doch hat er sich später von deren Einfluß frei gemacht.

Viel Unfug ist mit dem Begriff des moralischen Schwachsinns (moral insanity) getrieben worden; dennoch besteht er zu Recht. Es erhebt sich bei ihm die Frage, ob es möglich sei, daß ein sonst gesund erscheinender Mensch infolge geistiger Erkrankung unfähig ist, sittliche Regungen und Vorstellungen zu einer wirksamen Macht in seinem Leben zu machen. Die Psychiatrie bejaht dies; doch verlangt sie den strengen Beweis, daß auch ein Verstandesmangel und überdies eine psychopathische Minderwertigkeit vorhanden ist. Dagegen ist die gewöhnliche Fassung der Monomanien zu beanstanden. Man hat von Kleptomanie, Pyromanie, Nymphomanie u. s. w. gesprochen und angenommen, daß eine einzige Seite des Geisteslebens geschädigt sein könne, während alle übrigen unversehrt seien. In dieser Fassung ist das freilich irrig; daß es sich aber auch hier um Minderwertigkeiten handelt, unterliegt keinem Zweifel. Es ist nun eine sehr zum Nachdenken auffordernde Thatsache, daß das heutige Leben in ganz besondrer Weise minderwertig macht und Minderwertige schädigt. Der Grund davon liegt in der modernen Erziehung der Kinder mit der Weckung der Eitelkeit und des Großthuns, in den überbürdenden Anforderungen der Schule, die aller Hygiene oftmals hohnsprechen, in der Art der modernen Geselligkeit mit ihrer sinnlichen Vergnügungssucht, in den sozialen Mißständen und den tausendfachen Abenteuerlichkeiten dieser seltsamen Zeit. Hier ist einzusetzen, um der Gefahr, daß die Geisteskrankheiten noch immer sich steigern, entgegenzuwirken.

Wir haben selbstverständlich von unserm Standpunkte dem Arzte nicht zu widersprechen, wenn er verlangt, jede Geisteskrankheit als durch körperliche Gebrechen hervorgerufen zu erkennen und demgemäß zu behandeln. Der Verfasser wendet sich in sehr bestimmter Weise gegen diejenigen, die die wissenschaftliche Erkenntnis der Psychiatrie nicht anerkennen wollen. Insonderheit wünscht er den religiösen Begriff der „Anfechtung" — nicht in allen Fällen, wohl aber da, wo diese mit bestimmter Minderwertigkeit des Menschen in Verbindung steht — in solche Beurteilung zu stellen, daß nicht verkehrte Mittel zu ihrer Ueberwindung angewendet werden. Er sagt in dieser Beziehung:

> Soweit die Anfechtung einer Zwangsvorstellung entspricht, gilt Luthers Wort: Der Angefochtene soll den Teufel verachten. Ablenken und die Zwangsvorstellung sich ausreden lassen, ist psychiatrischer Grundsatz; aber zugleich: strengste Enthaltung von Ueberreizungen und Ueberanstrengungen. Dazu gehört aber insbesondre, daß der Angefochtene nicht zum Ringen und Kämpfen ermahnt, sondern geradezu davor gewarnt wird.... Ferner Halluzinationen erfordern in erster Linie Ruhe des Körpers und Geistes; man sei darauf bedacht, die neugierigen Besuche fern zu halten, und lasse ja die Vorstellung nicht aufkommen, als handle es sich um etwas andres als krankhafte Vorgänge.... Bei den Wahnvorstellungen muß ebenfalls erster Grundsatz sein, das kranke Gehirn in Ruhe zu lassen. Man darf sich also unter keiner Bedingung zu den beliebten wohlmeinenden Aufmunterungen, noch weniger zu Ermahnungen und Vorwürfen verleiten lassen. Besonders weit verbreitet ist die thörichte Meinung, die Schwermut würde sicherlich schwinden, wenn sich der Betreffende nur überwinden könnte, in die Kirche zu gehen, Vergnügungsorte aufzusuchen u. s. w.

Man sieht, wie notwendig namentlich von dem Seelsorger genaue Prüfung der gesundheitlichen Verhältnisse im einzelnen Falle zu verlangen ist, damit er nicht fehlgreift. Es versteht sich aber von selbst, daß unser Verfasser, der seine religiös-christliche Weltanschauung mit völliger Ueberzeugung ausspricht und ihre Berechtigung für Gesunde wie Kranke hervorhebt, mit obigem nicht etwa ein Rezept gegen alle Anfechtungen geben will. Es giebt eben Anfechtungen, die aus einer Erkrankung des Gehirns hervorgehen; über diese redet er. Es giebt aber auch Anfechtungen, die lediglich durch die Sünde und ihre Reizungen hervorgerufen werden, die nicht mit anormalen körperlichen Zuständen zusammenhängen. Darüber redet der Verfasser nicht, und es ist auch nicht seine Meinung, daß es solche nicht gebe.

Tn

Helianthus

Tagebuchblätter und Aufsätze

1. Sein Kreuz

Es war nach einer Predigt über das dem Menschen auferlegte Kreuz, die wir beide, der Hofgerichtsrat und ich, angehört hatten, da sagte er zu mir, als wir auf der Straße einander trafen:

Der Herr Pfarrer weiß nicht alles, oder er sagt nicht alles!

Das Letztere mag es wohl sein, erwiederte ich woran aber denken Sie? Von welchem Kreuz hatte er nicht gesprochen?

Von meinem!

Ich fragte nicht weiter.

Wochen darauf sagte er: Ich werde bald sterben. Das Welken hat lange begonnen, aber nun geht es rascher und rascher, ich fühle es, wie es sich geschwind ausbreitet. Ich will Sie zu meinem Erben einsetzen, — — —, o, ich habe keine Güter zu vererben, nur ein paar Zettel und ein paar Gedichte.

Ich begriff ihn, — er wollte ein Letztes und Stillstes in seinem Leben nicht von den Erben gesehen und vernichtet haben, es sollte irgendwie dieses Etwas in seinem Leben erhalten bleiben. Wie waren wir mit einander so vertraut geworden, daß er dem nicht Verwandten, landsmannschaftlich nicht Verbundenen und spät erst Bekanntgewordenen weniger fremd geblieben war als andern? Es kam so, wie Belastete, die nicht reden mögen, sich neben einander stellen, weil man im Gedränge gerne Vertraute zur Seite hat, nicht zum Reden, sondern zum wortlosen Nachbarschaftsgefühle. —

Gestern empfing ich die Todesanzeige, die Aufschrift war von der Hand seiner alten Haushälterin geschrieben. Eingeschlossen lag ein versiegelter Briefumschlag, innen ein zweiter Umschlag, auf dem stand: „Von Einem, der es verpaßt hat.“

In diesem Umschlage lag kein Brief, kein Gruß, nur einen Zettel erfaßte zunächst meine Hand, er trug in die schön gezeichneten Umrißlinien eines Grabsteines in sehr sorgfältiger lateinischer Steinschrift eingeschrieben diese Zeilen:

Hier
ruht in GOTT
Herr
Dr. Michael Agnolo Polonius
nach Gottes unerforschlichem
Ratschlusse ein Mensch.
Er starb am Leben.

Zwei Blättchen lagen dabei, deren Zeilen ohne Zweifel inmitten ganz anderer Arbeit aus dem Unterstrome schwerer Gedanken, der offenbar sein ganzes Tagesleben durchzog, auf Zettel niedergeschrieben waren, die als Handunterlagen gedient hatten oder zu Bemerkungen für seine Berufsarbeit bestimmt gewesen waren. Auf dem einen dieser Blätter hieß es: „In jedem Menschen hat Etwas nicht gelebt, das da war, und das hätte leben können; nun ists als eine Narbe in das innerste Leben eingenarbt, und bei jedem Witterungswechsel spürt man die Narbe.“ Mit viel späterer Hand hatte er dann, offenbar nachdem er an Selbsterkenntnis gewachsen war, darunter geschrieben: „Heute sehe ich, daß das Etwas, das in mir nicht gelebt haben soll, gar nicht da war. Nur wenn ich andre sah, meinte ich, ich hätte das Gleiche erleben können, und das Leben hätte mich verkürzt!“

Der zweite Zettel trug ein trauriges Wort, ach, ich kann es nicht abschreiben.

Auf zwei Briefbogen standen endlich noch zwei Gedichte. Das erste konnte zu der Zeit entstanden sein, als er jene frühere Bemerkung auf einem fliegenden Blatte niederschrieb. Es lautete:

Wo war es doch?

Wars einst im Wald, wo weit verscheucht
Ein ängstlich Wild ins Ferne lauscht?
Im weiten, grünversunknen Thal,
Wo rasch die Quelle heimwärts rauscht?
Wo war es doch?

Wars jenseits wohl des Hügels dort,
Wo zart vom Strauch die Rose winkt,
Und über dunklem Föhrensaum
Des Kirchleins Kreuz herüberblinkt?
Wo war es doch?

Wars dort im Haus, wo wilder Wein
Vom First sich zu dem Fenster wiegt,
Von Nelk und Geisblatt eingedeckt
Ein kleiner Garten an sich schmiegt?
Wo war es doch?

Ich fürchte, — — nein, ich weiß es wohl,
Daß ich den Ort nicht nennen kann,
Wo der Erinnrung Seligkeit
Ich mir zur rechten Zeit gewann!
Ich bin vorübergegangen!

Das zweite Gedicht war wiederum, wie jene zweite Bemerkung, aus einer Zeit, in der jene rührende Frage: „Wo war es doch?“ nicht mehr von ihm gestellt werden konnte. Es war in Tagen geschrieben, wo er zu sehen glaubte, daß sein inneres Leben gewisse höchste Güter nicht erzeugt habe, und diese Erkenntnis gestaltete sich zur Klage seiner Grabschrift und zu dem Liede:

Ich besann mich, was es sei, —
Ach, mir hat geträumet,
Daß ich einst zur guten Stund
Eines hätt versäumet.

War es wohl, daß ich des Weins
Edelgoldnen Funken
Nicht aus herrlichem Pokal
Jugendfroh getrunken?

War es, daß die Flamme nicht
Jemals mich umlohte,
Wo der Liebe mächtger Drang
Eilt zum Opfertode?

Wars, daß ich das höchste Bild
Mir nicht eingepräget,
Das, der Sehnsucht Führerstern,
Seinen Träger träget?

Was es sei, ich weiß es nun, —
Schwer hat mir geträumet!
Alles hab in böser Stund,
Alles ich versäumet!

Das war das Kreuz des Herrn Hofgerichtsrats, und davon hatte der Pfarrer allerdings nicht gepredigt. Der diese Blätter geschrieben hatte, war dahin gegangen im Glauben, daß er ein verlornes Leben abschließe; aber ich muß doch denken, daß das Gefühl, mit dem er seinem Leben gegenüberstand, diese Trauer um sein armes Leben, eine Segensgabe Gottes an ihn war. H O

Verschiedenes

(Zwei schöne Weihnachtstransparente) können wir unsern Lesern empfehlen. Das eine versendet die Verlagsbuchhandlung von Fr. Bahn in Schwerin i. M. Es stellt die Anbetung der Hirten dar nach Pfannschmidt. Das Original befindet sich in der Michaeliskirche zu Hof in Bayern. Man kennt ja den Meister und seine ruhig edle, andächtige Art. Die Farbenstimmung ist sehr schön, die Größe erhöht die Wirkung: Höhe 103, Breite 78 cm. Sehr deutlich leuchtet einem in Silberbuchstaben das Ehre sei Gott entgegen. Der Preis ist niedrig genug: sieben Mark ohne Rahmen und Kiste, acht Mark mit vollständiger Herrichtung zum Aufstellen, diese recht praktisch. — Auch von dem andern Transparent können wir nur Gutes sagen. Es ist erschienen bei Johannes Schrodt in Frankfurt a. M. und giebt ein bekanntes Bild von Ludwig Richter wieder: Engel bringen das Christkind und den Weihnachtsbaum in der Christnacht auf die Erde hernieder. Dazu den Liedervers: Macht hoch die Thür u. s. w. Größe 54 : 81 cm. Preis ohne Rahmen 3,60, mit Rahmen 4,50 Mark. Dieselbe Verlagshandlung versendet auch Christbaumsterne mit biblischen Weihnachtssprüchen, ferner Wandsprüche in verschiedenster Ausstattung, auch fertig zum Aufhängen. Die Stellenangabe bei den Sprüchen stimmt nicht immer, aber die künstlerische Ausführung ist recht hübsch. — Die Schriftenniederlage in Coethen (Anhalt) hat unsrer heutigen Nummer ihren Weihnachtskatalog beigelegt. Wir weisen empfehlend darauf hin und bemerken, daß der Reinertrag des Verkaufs der innern Mission zu gute kommt. R

(Schriften zum gegenwärtigen kirchlichen Streit) sind uns folgende zugegangen: 1. Der Kampf um das Apostolikum. Eine Streitschrift wider D. Harnack von D. Hermann Cremer, ord. Prof. der Theol. an der Universität Greifswald. Berlin, Wiegandt und Grieben. 56 S. 75 Pfge. Wichtig einmal um des Verfassers willen, sodann wegen der großen Entschiedenheit, mit der den Forderungen Harnacks widersprochen wird. Die Schrift fordert eine ausführliche Antwort, sie wird in nächster Nummer gegeben werden. 2. Bemerkungen zu den Sätzen der Antwort Professor Harnacks auf eine Abordnung Theologie-Studierender in Sachen des Apostolikums und seinem geschichtlichen Bericht: „Das apostolische Glaubensbekenntnis.“ Synodalreferat, veröffentlicht auf Antrag, einstimmigen Beschluß und im Auftrage der Synode Arnswalde. Berlin, Wiegandt und Grieben. 51 S. 75 Pfge. Viel Gelehrsamkeit und wenig geschichtlicher Sinn: man lese nur den zweiten Absatz auf Seite 20. Nicht die Ansicht des Gegners, sondern eine Karikatur davon wird bekämpft: man lese Seite 26 f. 3. Zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit und zum Frieden! Ein Wort zum Harnackschen Streit von Prof. Dr. Bertling. Leipzig, Richter. 20 S. 40 Pfge. In der Sache gegen Harnack und doch mit vollem Verständnis für seine, unsere religiöse Position. Eine Gegenschrift, die zu den erfreulichen Zeichen der Zeit zählt. So wie der Verfasser alles zum Besten kehrend uns interpretirt, ja, so meinen wirs und wollen mit ihm nichts von den „Humanisten“ wissen. 4. Der Fall Harnack in seiner Bedeutung und Tragweite. Für Nichttheologen dargestellt von F. W. Battenberg, ev.-luth. Stadtpfarrer in Frankfurt a. M. Leipzig und Frankfurt, Kesselring. 40 S. 75 Pfge. Der Verfasser sucht den Nichttheologen die Sonderart der Ritschlschen Theologie klar zu machen, berücksichtigt aber zu ausschließlich nur deren erkenntnistheoretische Stellung (Wesensurteile und Werturteile). Er stellt den Verlauf des Streites richtig dar, abgesehen von S. 18 Mitte, wo der Schein entsteht, als wären die Artikel in Nr. 32 der Christlichen Welt früher erschienen als Schrempfs „Akten“ und auch der Studentenfrage vorausgegangen. Der letzte Abschnitt tritt lebhaft für Glaube, Religion und Christentum ein wider allen Dogmenzwang. In der Theologie Ritschlianer, huldigt der Verfasser in der Praxis anders, als das sonst bei Ritschls Schülern der Fall ist, einem entschlossenen kirchlichen Liberalismus. 5. Der Glaube Luthers in seiner Freiheit von menschlichen Autoritäten. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats der Universität Leipzig von D. Theodor Brieger. Leipzig, Edelmann, 1892. 18 S. Quart. 80 Pfge. Die Ausführungen des Leipziger Kirchenhistorikers berühren mit keinem Worte den gegenwärtigen Kirchenstreit, und doch sind sie ein hochwillkommener Beitrag zur Entscheidung der Fragen, um deren rechte Lösung wir ringen. Sie erweisen an Luthers persönlicher Stellung gegenüber dem geschlossenen System der von der katholischen Kirche geschaffenen Autoritäten das Recht und die Pflicht unsrer eignen Glaubensstellung insbesondre zu Dogma und traditionellem Bekenntnis: die absolute Freiheit, mit der evangelischer Glaube der verpflichtenden Autorität jeglichen Lehrgesetzes entgegentritt, und doch wieder jene innere Gebundenheit, durch die sich der evangelische Christ um der Art seines Glaubens wie um des geschichtlichen Zusammenhangs willen, in dem er lebt, gegenüber den ehrwürdigen Glaubenszeugnissen vergangener Jahrhunderte verpflichtet weiß. Ist Luthers Stellung zum Dogma noch maßgebend auf dem Boden der

Kirche, die seinen Namen trägt? Lassen wir uns nicht aus Luthers Bahnen herausdrängen! Dazu ist Briegers Schrift eine ernste Mahnung. 6. Von den „Heften zur Christlichen Welt“ ist als Nr. 2 erschienen: Zur Würdigung des Apostolikums. Geschichtliche Skizze mit einem Nachwort von D. Ferdinand Kattenbusch, Professor in Gießen. 48 S. 40 Pfge. Die neu hinzugekommenen Stücke umfassen zehn Seiten. Man sollte meinen, das Schriftchen müßte jedermann die Augen dafür öffnen, daß wir den Wert des Apostolikums an unserm Teile auch zu schätzen wissen. 7. Endlich ist es mir Bedürfnis, mit Dank und Freude der Artikel Erwähnung zu thun, die das Herrnhut, Wochenblatt aus der Brüdergemeine, in Nr. 45 und 46 über den Kampf um das apostolische Glaubensbekenntnis gebracht hat, aus der Feder eines Mannes, der nicht im Verdachte Ritschlscher Theologie steht, des Predigers Uttendörfer in Neusalz a. O. Persönlich treu zum Apostolikum stehend, gewinnt er doch aus der Kraft herrnhutischen Gemeindelebens die volle Freiheit des Verständnisses für unsern Standpunkt. Den Artikel in Nr. 46 würde ich, wenn ich den Raum dafür hätte, am liebsten ganz hier abdrucken. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 49 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Soeben erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 1: **Der rechte evangelische Glaube**
von Pfarrer **D. Rade**
Preis 40 Pfennig

Nr. 2: **Zur Würdigung des Apostolikums**
von Professor **D. Kattenbusch**
Preis 40 Pfennig

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Festgeschenke

Feierstunden. Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs. Von Prof. Lic. Julius Smend. Geb. 4 M.
Unterricht im Christentum. Von Prof. Lic. W. Bornemann. 2. Auflage. Geb. 4.60 M.
Der Inhalt der Lehre Jesu. Von Professor D. H. H. Wendt. Gebunden 13.80 M.
Soziale Gedanken in Anlehnung an die Sonn- und Festtagsevangelien. Von Pastor P. Walther. Geb. 4 M.
Christus ist unser Friede. Soziale Zeitpredigten und Betrachtungen. Herausg. von Pf. Lic. Weber. 2 Sammlungen in 1 Bd. geb. 7.20 M., einzeln geb. je 4 M.
Feldbriefe 1870/71. Von G. H. Rindfleisch, weil. Unterstaatssekretär. 3. Auflage. Geb. 5 M.
Kunstgeschichte im Grundriß. Jungen Mädchen zu ernstem Studium und frohem Genuß. Von M. v. Broecker. Geb. 2.60 M.

Die meisten dieser Werke sind auch von der Christlichen Welt warm empfohlen. Ausführliche Prospekte, auch über unsern sonstigen theologischen u. s. w. Verlag, werden auf Verlangen postfrei gesandt.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Soeben erschien:

Predigten aus der Gegenwart

Von

D. Carl Schwarz,

Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Gotha

Fünfte Sammlung. (Der Apostel Paulus. Festpredigten.)
Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. Geb. 6 M.

Früher erschienene Sammlungen (jede geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.):
Erste Sammlung. Vierte Auflage. (Predigten über freie Texte.) — Zweite Sammlung. Dritte Auflage. (Festpredigten. Parabeln-Cyklus.) — Dritte Sammlung. Zweite Auflage. (Festpredigten. Die zehn Gebote.) — Vierte Sammlung. Zweite Auflage. (Fest- und Gelegenheitspredigten. Predigten über Worte Christi.) — Sechste Sammlung. (Das Jahr des Krieges [1870/71]. Kirche und Welt.) — Siebente Sammlung. (Züge aus dem Lebensbild des Herrn. Das Gebet des Herrn.) — Achte Sammlung. (Abschiedsgruß des Verfassers. Das Reich Gottes in Kirche und Staat. Kasual-Reden.)

Empfehlenswertes Festgeschenk

Im Verlage der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg
erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu haben:

Johanna Wolter

Ein Roman aus dem Leben
Von
Emma Gräfin Keyserling-E . . . .
508 Seiten. Brosch. Preis 5 Mk., gebunden 6 Mk.

In **J. Frickes Verlag, Nithack-Stahn & Richter, Halle a. S.,** erschien soeben:

Der Fund am Grundensee

Eine Erzählung aus dem Niederlausitzer Dorfleben
von
Johs. Schröder
Pastor zu Göhlen b. Neuzelle
Mark 2.—, eleg. geb. Mark 2.60

Das vorzügliche Buch ist zwar zuerst für das Volk geschrieben, eignet sich aber auch sonst ganz besonders als **Geschenk**, zumal es sehr hübsch ausgestattet ist. Wir empfehlen es jedermann für den **Weihnachtstisch.**

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

a. o. Prof. Dr. Paul Mehlhorn

Heidelberger Universitätspredigten

gr 8°. VIII, 260 Seiten. ℳ 3.60, geb. ℳ 4.40.

Man denke nur nicht, dass diese Predigten, weil Universitätspredigten und vor Studenten gehalten, zu hoch sind; sie sind vielmehr wahrhaft populär im edelsten Sinne des Worts und von mächtig erbauender Kraft. (Evangelischer Gemeindebote.)

„Wir empfehlen diese Predigten Allen, die aus dem harten Kampf und Streit des alltäglichen Lebens sich immer wieder zurücksehnen nach der heiligen Stille in Gott, besonders aber jungen Theologen, die daran lernen können, wie man das alte und doch ewig junge Evangelium in neuen Zungen verkündigt.“ (Prof. Dr. Berger-Ehrenhain.)

Beliebtes Weihnachtsgeschenk für christliche Familien

Kinder-Lieder

von
Abel Burkhardt

Für deutsche Kinder und Mütter mit Bildern von **Ludwig Richter** und zweistimmigen kirchlichen Weisen herausgegeben von
Friedrich Spitta
1892. 8°. Elegant kart. Preis 2 M.

Von Professor Dr. Friedrich Spitta sind ferner erschienen:
Festpredigten. Preis brosch. 2 M.; geb. 3 M.
Sonntagspredigten. Preis brosch. 2.40 M.; geb. 3.20 M.
Verlag von **C. F. Schmidt's Univ.-Buchhdlg.** (Friedr. Bull) in Straßburg i. E.

Soeben erschien:

Der Fall Harnack

in seiner
Bedeutung und Tragweite
Für
Nichttheologen
dargestellt von
F. W. Battenberg
ev. luth. Stadtpfarrer zu Frankfurt a. M.
Preis 75 Pfg.
Leipzig, Frankfurt a. M.
Kesselringsche Hofbuchhandlung
— **Verlag** — E. v. Mayer.

Gottes Güte schenkte uns heute ein munteres **Töchterchen.**
Weißig b. Großreichenau, d. 20. Nov.
Otto Baltzer, Pastor,
und **Marie**, geb. Schenkel.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,“** hrsg. von Prof. **D. Sachsse**, sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht**, hrsg. von Fauth u. **Köster**, versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis u. fco. H. Reuthers** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Kandidat der Theologie, ordinationsfähig, sucht sofort oder zum 1. Jan. Stellung als **Hilfsprediger**, **Rektor** oder **Hauslehrer**, auch im Auslande. — Offerten unter L. O. an die Expedition dieses Blattes.

Eine Tochter aus guter Familie, deutsch und französisch sprechend, der Stenographie und Buchhaltung kundig, sowie mit Büreauarbeiten vertraut, sucht Stellung als **Hausoder Gesellschaftsdame, Erzieherin;** in ein **Geschäft** oder als **Sekretärin.** Gefl. Offerten beliebe man an die Expedition dies. Blattes zu richten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je 1 litterarische Beilage von Georg Wigand in Leipzig; R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung in Basel; Velhagen & Klasing in Bielefeld; von der Dürrschen Buchhandlung und E. Ungleich in Leipzig; von der Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins in Herborn und der Schriftenniederlage des Evangelischen Vereinshauses in Köthen.